

Tages Woche

Freitag 20.11.2015 6. Jahrgang

5.-

www.tageswoche.ch

Nr. Gerbergasse 30

47 4001 Basel

T 061 561 61 80



9 772235 224407

GEGEN

DEN

TERROR

Paris und die Folgen

«Wir» und «die» – Freiheit schützen,
heisst zusammenstehen gegen
Attentäter und Kriegstreiber.

Seite
6

Der starke Partner für Ihre Medienplanung

Für Sie machen wir Druck im Print

Geben Sie ihre Medienplanung in beste Hände. Profitieren Sie von unseren Angeboten in der TagesWoche, barfi.ch und allen weiteren Print und Online Produkten in Ihrer Region. Die grösste Anzeigenvermittlerin der Nordwestschweiz berät Sie gerne. Telefonisch unter 061 366 10 00 oder persönlich in unseren Büros an der Güterstrasse 145 in Basel.

INHALT

3

Ueli Mäder

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



Der Soziologe forscht über Macht und Kapital. In seinem neuen Buch kommt er zum Schluss, dass die wachsende Ungleichheit unsere Demokratie gefährdet.

Seite
24

Steuern

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



Mit tiefen Steuern auf Eigenheime bringt sich Baselland um viel Geld.

Seite
18

Benjamin Huggel

FOTO: BASILE BORNAND



Ein Gespräch über den Wandel vom Profifussballer zum Amateur-Trainer.

Seite
36

Flüchtlingshilfe

Noëmi und Thomas Nichele bieten zwei jugendlichen Flüchtlingen ein neues Zuhause und finden: «Wir machen nichts Besonderes.»

Seite
22

Marvin Silva	S. 4
Bestattungen	S. 32
Kulturflash	S. 41
Sie, er, es	S. 43
Impressum	S. 43
Kultwerk	S. 44
Wochenendlich	S. 45
Zeitmaschine	S. 46



Andreas Schwald
Chefredaktor a. i.

Generation Terror: Wir haben genug

Ich senkte den Fotoapparat und mein Auge fokussierte wieder auf das Objekt gut einen Kilometer südlich. Ich war 20 Jahre alt und stand in der Church Street. Es war ein sonniger Dienstagmorgen, überall Menschen, Stimmengewirr, und wir sahen, wie der zweite Turm des World Trade Center in sich zusammenfiel.

14 Jahre und zwei Monate später weckte mich der Anruf des Produktionsleiters, in Paris sei etwas passiert, man wisse noch nicht genau was, aber es gebe Tote, viele Tote, er würde die Website gerade aktualisieren. Ein Blutbad in einem Konzertlokal, Selbstmordattentäter beim Fussballstadion, Schüsse in Cafés. Panik.

New York, Paris, dazwischen Madrid und London. Wir globalisierten Westler sind mit dem Terror von Extremisten aufgewachsen, aber auch mit dem Kriegsgeschrei unserer Staatsoberhäupter. Beide schicken sich Bomben, mit Jets, Drohnen oder Sprengstoffgürteln an menschlichen Leibern.

Unsere Generation ist aufgerieben. Der Terror schockt, doch das Immergleiche macht taub. Die Vergeltungsmassnahmen unserer Kriegsmänner sind durchsichtig: Machtpolitik nach innen, Geopolitik nach aussen.

Es ist kein Kampf der Zivilisationen. Es ist ein Krieg um Territorien, Rohstoffe, Macht, dessen Hauptschauplatz dort ist, wo Öl gefördert wird, wo Generationen vor uns Unruhe gesät haben. Der Samen spriesst seither furchtbar.

Was tun? Antworten wir als globale und vernetzte Generation, die Besseres weiss, als in bombenwerfenden Chauvinismus zu verfallen. Antworten wir mit Menschlichkeit.

Unsere Generation hat den 11. September 2001 erlebt. Sie sah zu, wie ein hilfloser Kreuzzug entfesselt wurde, dessen Ausläufer zu noch mehr Gewalt führten. Und jetzt muss sie den 13. November 2015 ertragen. Pardon: Wir haben genug.

tageswoche.ch/+aol24

×

Weiterlesen, S. 6



Bomben helfen nicht,
tageswoche.ch/
+6qpx8

Weiterlesen, S. 14



Alle unsere Reaktionen,
tageswoche.ch/
+wih8l

Marvin Silva

von Olivier Christe

Marvin Silva flog zweimal von der Schule. In der Kletterhalle fand er Halt. Doch nach einem Podestplatz bei den Schweizermeisterschaften hörte er mit Leistungssport auf. Er will lieber raus, in Felswände und aufs Meer.

Marvin Silva Kühne blickt auf dem Weg zur Falkenfluh, einem der attraktivsten Klettergebiete der Region Basel, immer wieder in den Wald: «Wahnsinn, die Farben», sagt er. «Es soll ja jedes Jahr so sein, aber ich habe das noch nie wirklich wahrgenommen.»

Im Alter von 15 Jahren entdeckte der Sohn einer deutschen Mutter und eines chilenischen Vaters das Klettern für sich. Genauer: das Bouldern.

«Der Sport gab mir einen Rahmen. Ich war kein einfacher Jugendlicher.»

Boulders sind Kletterrouten in Hallen, die seilfrei begangen werden. Ein Sturz endet jeweils auf der weichen Matte. Es geht um die Schwierigkeit, nicht um die Höhe. Und diese trieb Marvin in kurzer Zeit weit hinauf. Bald gehörte er dem Regionalkader Nordwestschweiz an und trainierte unter Anleitung von SAC-Trainer Reto Hänggi rund 20 Stunden pro Woche.

Die Boulderhalle B2 in Pratteln ist für ihn ein zweites Zuhause geworden. «Die Freude am Klettern, am Besserwerden war der Hauptgrund für dieses Hineinsteigern. Aber der Sport gab mir auch einen Rahmen. Ich war kein einfacher Jugendlicher. Zweimal flog ich von der Schule und besuchte schliesslich ein Internat.»

Marvin wirkt nicht wie ein Querulant. Eher ruhig und respektvoll. Eigenwillig ist er aber geblieben. So entschied er sich vor einem Jahr, als er gerade den dritten Platz der Schweizermeisterschaft belegt hatte, mit dem Leistungssport aufzuhören.

Als ihm sein Trainer an einem Dezemberabend die Planung fürs kommende Halbjahr zeigte, wusste er es: Das wollte er nicht mehr. Nach drei Tagen Grübeln sagte er seinem Trainer: «Es war nicht einfach. Der Trainer ist toll und er hat stark auf mich gesetzt. Ich habe viel von ihm gelernt. Doch ich wollte noch andere Interessen ausleben. Mehr draussen klettern, surfen, reisen.»

Vom Surfen spricht Marvin gerne. Vor einem Sommer habe er den Sport in einem



Gut 20 Stunden die Woche trainierte Marvin Silva in der Kletterhalle. Heute zieht es ihn mehr nach draussen.

FOTO: OLIVIER CHRISTE

Camp an der französischen Atlantikküste entdeckt. Und, er muss lächeln, dort habe er eine der besten Zeiten seines Lebens gehabt. «Es ist halt ein ganz anderer Lifestyle. Ein Mikrokosmos. Und mit Freunden und vielen Gleichgesinnten am Meer zu sein, ist einfach grandios.»

In einem Zug durch die Falkenfluh

Marvin steht an der Falkenfluh vor seinem Projekt, der Route Belle Vie. Sie wurde Ende der Achtzigerjahre, als Basel eines der bekanntesten Klettergebiete Europas war, eingebohrt und durch den Exil-Tschechen Wenzel Vodicka zum ersten Mal durchstiegen. Rund 30 Meter geht es im steilen Jurakalk an Löchern und Leisten hinauf. Die Schwierigkeit ist mit 8b bewertet. «Es ist zweifelsfrei die schönste Route an dieser

Wand. Gäbe es ein Loch, eine Leiste weniger, wäre es wohl unmöglich, sie zu klettern. Alles passt perfekt.»

Von Loch zu Leiste zu Loch klettert Marvin also in einer perfekt einstudierten Choreografie nach oben. Vor der Schlüsselstelle macht er eine Pause, atmet tief, setzt zum Sprung an – und kann das entscheidende Loch erneut nicht halten. Noch im Fall schreit und flucht er wie wild geworden gegen die Wand, beruhigt sich aber nach wenigen Sekunden so schlagartig, wie er begonnen hat, und sucht den Grund für den Sturz.

Marvin war bereits ein gutes Dutzend mal in der Route. Die Züge gelingen ihm alle. Doch sie in einem Zug zu klettern, was das Ziel ist, hat er noch nicht geschafft. «Es kann aber nun jedes Mal passieren, wenn

ich drin bin. Wenn nicht heute, ist sie auch morgen noch da. Ich will mir keinen Druck machen.»

Marvin ist heute 19 Jahre alt. Nächsten Sommer schliesst er die Wirtschaftsmittelschule in Reinach ab. Danach folgt ein einjähriges Praktikum. Und danach? Verreist er nach Chile. Seinen Vater besuchen. Surfen, klettern, arbeiten. Irgendwas. «Ich mag solche langfristigen Pläne, da kann ich mich lange darauf freuen.»

Pläne hat Marvin viele. Auch solche, die über Chile hinausreichen und die, wenn man seinem Motto folgt, umso mehr Vorfreude mit sich bringen. Es sind ein Psychologie- oder Wirtschaftsstudium und schliesslich eine Frau und Kinder, eine Familie. Viel Zeit zur Freude.

tageswoche.ch/+q1sk

×

Eine Woche nach den Anschlägen: François Hollande zieht in den Krieg, die Presse schürt Angst und ruft nach Sicherheit. Doch wenn wir Freiheit wollen, müssen wir sie leben.

BOMBEN HELFE NICHT



Auf zum Vergeltungsschlag: Frankreich greift den IS in Syrien an. Doch Rache ist ein schlechter Ratgeber.

FOTO: REUTERS

Innert weniger Tage wurde die französische Flagge vom Zeichen der Solidarität zum Kriegssymbol. Das ist gefährlich. Denn Furcht und Rache machen uns verwundbar.

Im Kampf mit der Angst

von Andreas Schwald

Angst stinkt. Sie macht uns nicht nur verwundbar und vernebelt unser Denken, sie ist auch noch ein mieser Ratgeber dazu. Erst recht jetzt, nach den Attentaten in Paris und damit mitten im grossen europäischen Schockzustand. Die Angst wird zu einem Virus, der das Immunsystem den eigenen Körper angreifen lässt.

Und Europa bebt vor Angst. Angst, dass sich die Geschehnisse von Paris jederzeit wiederholen können. Angst davor, dass es jeden treffen kann, weil wir so leben, wie wir leben wollen. Denn unsere Freiheit sei das Ziel der Attentäter gewesen, kommentieren Politiker und Journalisten. Das heisst, wir würden alle, die unseren Alltag so leben, wie es in dieser westlich-liberalen Gesellschaft üblich ist, zum Ziel.

Das schürt eine fiese Angst, denn sie ist unfassbar. Sie liegt irgendwo zwischen Betroffenheit, zwischen der schieren Vorstellung auch, dass es jedem hätte passieren können, und der Fassungslosigkeit angesichts der Grausamkeit und der Tatsache, dass Terroristen scheinbar wahllos im Herzen Europas über hundert Menschen umbringen können. Dazu der Schock und das Bedürfnis, irgendetwas zu tun: Sei es ein Profilbildwechsel auf Facebook, eine spontane Kundgebung, wie in verschiedenen Städten, eine europäische Schweigeminute. Irgendetwas muss man ja tun.

Die erste Frucht der Attentate

Die Angst ist die erste Frucht der Attentate. Terror destabilisiert, er pervertiert gesellschaftliche Konventionen, in Paris indem er das Unfassbare tat: Menschen scheinbar grundlos sterben zu lassen, Menschen, die ja nur ein paar Stunden des Vergnügens suchten.

Die Wirkung im Ziel ist grösstmöglich: Schock und Angst. Sitzt der Virus erst einmal im Körper, fährt das Immunsystem hoch. «Krieg», ruft Frankreichs Präsident François Hollande, versetzt sein Land in den Ausnahmezustand, will die innereuropäischen Grenzkontrollen wieder einführen und befiehlt Vergeltungsschläge gegen den IS an, der sich zu den Attentaten in Paris bekannt haben soll. «Krieg», rufen mit ihm die Kommentatoren in den Medien, Strategie-Experten lassen verlauten, dass

wir nun auch in der Schweiz lernen müssten, «mit weniger Freiheit auszukommen».

Der Virus hat Erfolg, das System beginnt zu eskalieren. Dabei geht es im Kern gar nicht um die vermeintliche Freiheit einer kapitalistisch-europäischen Lebensweise. Sie ist nur das dankbare und verwundbare Ziel, um Regierungen in ihrem Tiefsten zu treffen, der Zivilgesellschaft.

Es sind Staaten wie Frankreich, die den IS in seinem Kerngebiet bekämpfen, auch mit Vergeltungsschlägen wie jetzt. Die Opfer in Paris sind aber keine Kriegsoffer. Sie sind unschuldige Menschen, die ermordet wurden, weil ihre Regierung an Kampfhandlungen teilnimmt.

Ist der Virus erst einmal im System, erledigt das System die Arbeit praktisch von alleine.

Das ist asymmetrische Kriegführung: In Frankreich rollen keine Panzer auf wie in Syrien. Im Herzen Europas ist der Terror das Instrument der Stunde. Je symbolträchtiger der Ort, je verwundbarer die gesellschaftlichen Konventionen, desto schmerzhafter der Effekt und also erfolgreicher die Massnahme. Wenn du nicht die Mittel hast, deinen Gegner direkt zu bekämpfen, dann lass ihn sich mit möglichst wenig Aufwand selbst fertigmachen.

Dass einer der Attentäter einen syrischen Pass auf sich getragen haben soll, zeigt vor allem, dass die Urheber mit den bereits vorhandenen Ängsten Europas bestens umzugehen wissen: Es braucht wenig, um die menschenverachtende Rhetorik rechtsnationaler Kreise angesichts ihrer Überforderung mit der internationalen Flüchtlingssituation anzuheizen.

Die Toten brauchen keine Vergeltung

Tatsache ist, dass die syrischen Flüchtlinge vor genau jenem Krieg fliehen, der als Grund für die Attentate in Paris angeführt wird. Dies akzentuiert lediglich die Tatsache, dass die Flüchtlingskrise nun erst recht zur grössten humanitären Herausforderung unserer Zeit wird. Und nicht, dass

Grenzkontrollen wieder einzuführen seien und Schengen ausgehebelt werden muss.

Das ist der Grund für Terror: Regiert erst einmal die Angst, ist der Weg zur Destabilisierung einer Gesellschaft nicht mehr weit. Der IS kennt sich damit aus, er tut im Irak und in Syrien dasselbe – und darüber hinaus noch mit weit mehr Gewalt. Ist der Virus erst einmal im System, erledigt das System die Arbeit fast von alleine.

Europa und auch die Schweiz brauchen keine Ausnahmezustände und schärferen Grenzkontrollen. Genauso wenig, wie die Ermordeten der Vergeltungsschläge bedürfen. Denn Rache ist ein genauso mieser Ratgeber wie Angst. Will Frankreich mit militärischen Mitteln seine politischen Interessen im Nahen Osten durchsetzen, so soll Frankreich dies tun – Hollande ist Präsident eines souveränen Staates.

Uns in der Schweiz bleiben nur die Betroffenheit und die Aufgabe, mit den mutmasslich durch den IS in Paris verübten Terrorakten umzugehen. Vielleicht lassen wir die französische Flagge noch etwas in unserem Facebook-Profilbild, vielleicht aber auch nicht, wenn wir jetzt zusehen, wie Frankreich zum Bombardement schreitet und mit der Vergeltung von Menschenleben beginnt.

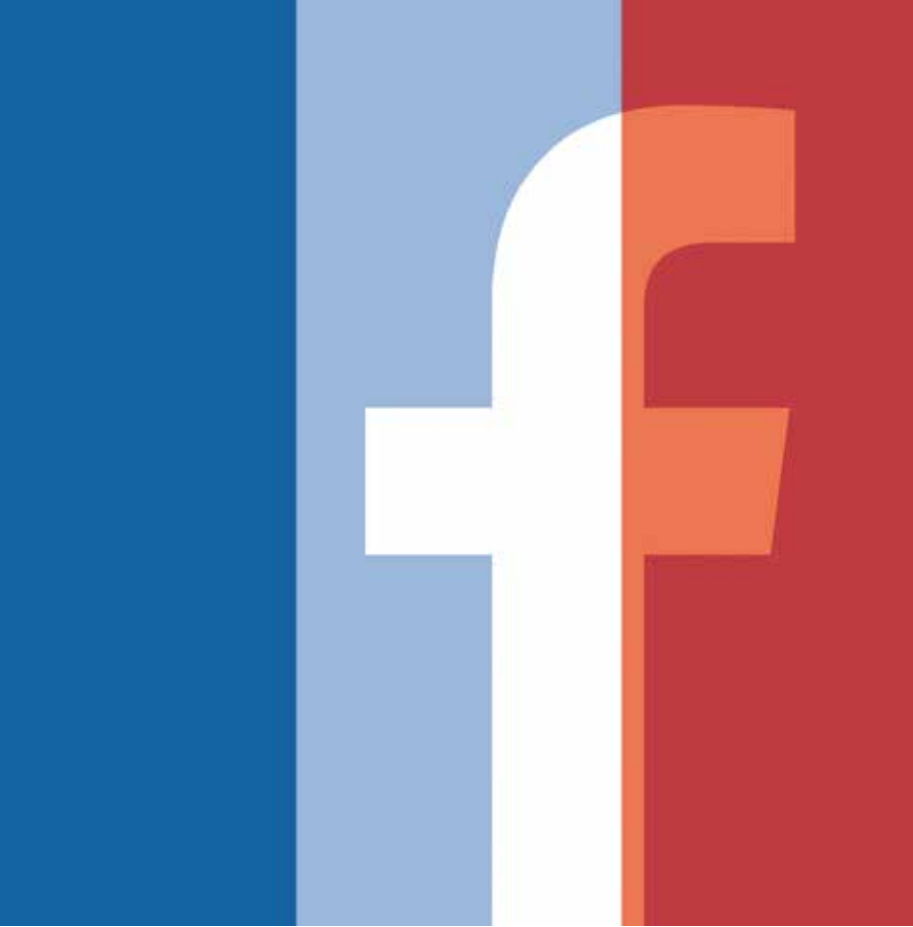
Vorsicht vor Machtdemonstrationen

Nein, wir sind nicht im Krieg. Verhalten wir uns auch nicht so: Lassen wir uns nicht von der Angst leiten, die Terroristen in unsere Köpfe und Herzen zu pflanzen versuchen. Trauern wir um die Verstorbenen, seien wir wütend auf die, die das Massaker verursacht haben. Aber nehmen wir uns gleichzeitig in Acht vor Machtdemonstrationen einzelner Nationalstaaten. Sie geschehen auf Kosten derer, die trauern, auf Kosten unserer eigenen Freiheit.

Denn letztlich sind es nicht die Terroristen, die uns die Freiheit nehmen; ihnen dient sie vor allem als verwundbare Zielscheibe für ihren Zweck, grösstmögliche Aufmerksamkeit und damit Wirkung zu erzielen. Es sind letztlich wir selbst, die zur Gefahr für unsere Freiheit und unsere Menschlichkeit werden. Und es ist genau diese Angst, dieser Virus, der uns verwundbar macht.

tageswoche.ch/+6qpx8

×



Per Knopfdruck gegen die Ohnmacht: Solidaritätsgeste auf Facebook.

FOTO: FACEBOOK

Terror in Paris

In den sozialen Medien tobt ein Streit über den «richtigen» Umgang mit den Anschlägen in Frankreich.

Der Nachhall im virtuellen Raum

von Felix Michel und Thom Nagy

Geografisch betrachtet, scheint Paris weit weg von Basel. Zu Fuss schafft man es nicht an einem Tag, der TGV benötigt drei Stunden. Dennoch fühlten sich die Twitter-Nachrichten, die letzten Freitagabend den Kurznachrichtendienst überrollten, unglaublich nah an.

Die Tweets wirkten unmittelbar und real. Dass der Nachrichtenstrom nicht abbricht, sondern weiter anschwellt, verstärkte das Bild: Die Anschläge sind in die eigene Stube, zum eigenen Smartphone vorgerückt.

Eine Flut aus Videos mit unscharfen Bildern von Menschenmassen und dumpfen Detonationsgeräuschen drang und dringt

noch immer durch unser virtuelles Fenster zur Welt. Das ungefilterte Chaos aus Eindrücken, Meinungen und Meldungen erschüttert uns. Es erschüttert uns, weil wir vielleicht schon einmal in Paris waren, es erschüttert uns, weil wir in den verwackelten Handyvideos den eigenen Blick wiedererkennen. Was bleibt, ist eine virtuelle Traumatisierung, die sich real anfühlt.

Der Gedanke, unvermeidlich, das könnte ja auch «ich» sein. Ein Gedanke, der uns den Tod vor Augen führt, Angst macht. Der Gedanke: Was wird jetzt passieren?

Diese Angst findet vielerorts ihren Niederschlag: In den Einschaltquoten und Klickzahlen der Massenmedien, im sorgen-

vollen Gespräch am Familientisch und an Orten, die zwischen diesen zwei Polen oszillieren, auf Facebook, Twitter, Instagram.

Was sich seit einigen Jahren abzeichnet, tritt in diesen Tagen mit einer pointierten Deutlichkeit zutage: Soziale Medien sind für einen zunehmenden Teil der Bevölkerung das Fenster zur Welt, eine zentrale Instanz der Realitätskonstruktion. Angefeuert von einer Flut aus Breaking News, Solidaritätsbekundungen, Artikelhinweisen, eingefärbten Profilbildern und Selbstkasteiungen hallen die Schüsse von Paris im digitalen Raum millionenfach verstärkt nach und sorgen dafür, dass die Attentäter ihren Terror in mehr Herzen tragen können als je zuvor.

Unendliches Chaos der Eindrücke

Das Gefühl kompletter Ohnmacht im Angesicht dieses Schreckens ist nur schwer auszuhalten. Social Media geben einem die Illusion, etwas zu tun, auch wenn es nur ist, einen virtuellen Knopf zu drücken. Und wirken so als Ventil, um die Geschehnisse zu verarbeiten. Wer bestimmt hierbei, wo echte Betroffenheit aufhört und opportunistische Selbstdarstellung beginnt?

Insofern blenden die beinahe schon reflexartigen Verschmähungen eines angeblich heuchlerischen Betroffenheitskultes diesen wichtigen Punkt aus: In einer Zeit, in der wir konditioniert sind, unseren Gedanken und Emotionen auf sozialen Medien Ausdruck zu verleihen, ist das eine natürliche, fast zwangsläufige Reaktion. Und so tobt im Nachgang der Anschläge auf Facebook ein Kampf um die richtige Meinung, um Deutungshoheit, um die «richtige» Trauer, um Schuld und Unschuld.

Die Anschläge in Paris rufen Erinnerungen an den 11. September 2001 wach. Die mediale Verarbeitung der Ereignisse ist aber eine andere. Vor 14 Jahren flimmerten die zusammenstürzenden Zwillingstürme in immer gleichen Fernsehbildern in unsere Wohnzimmer. Die verwackelten Amateurvideos fanden erst nach und nach den Weg an die Öffentlichkeit, in vergleichsweise leicht verdaulichen Tranchen. Das einem solchen Ereignis innewohnende Chaos wurde von professionellen Newsredaktionen in Form gebracht und in die Welt hinausgetragen, die Interpretationen oblagen den Experten und Korrespondenten der Massenmedien, die Reaktionen der breiten Masse fanden weitgehend im privaten Rahmen statt.

Diese geordnete Medienrealität gibt es nicht mehr. Das Chaos, die Bilder und Eindrücke scheinen unendlich, Meinungen und Interpretationen kursieren in einer unfassbaren Parallelität.

Sprachlos suchen wir nach Worten, um diese Ereignisse einzuordnen. Das ist oft hässlich, führt zu Problemen und Konflikten. Ist aber letztlich Ausdruck unserer Werte, so wie es der Besuch eines Konzertes im Bataclan, das Singen von Fussballliedern im Stade de France und der Bistrobesuch nach Feierabend auch sind.

www.tageswoche.ch/+rbpnm

×

Wie soll man erklären, was passiert ist? Kinderpsychiater Frank Köhnlein über den Umgang mit dem Schrecken.

Wie red ich mit meinem Kind?

«Wie weit weg ist Paris?» Die Attacke fordert Antworten von Eltern.

FOTO: REUTERS



von Dominique Spirgi

Die blutigen Anschläge von Freitagnacht in Paris bewegen auch Kinder. Die erste Reaktion der zwölfjährigen Maria war eine sehr persönliche: «Wie weit ist Paris weg? Muss ich jetzt Angst haben, dass es bei uns Krieg geben wird?» Wie antwortet man als Erwachsener, als Elternteil, auf eine solche Frage?

Man sollte Verständnis für die Angst des Kindes aufbringen, ohne etwas schönzureden, sagt Frank Köhnlein, Oberarzt an der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Klinik (KJPK) der Universitären Psychiatrischen Kliniken Basel.

Herr Köhnlein, die Anschläge in Paris und der Begriff «Krieg» sind in aller Munde und in allen Medien. Wie gehen Kinder mit diesen bedrohlichen Nachrichten um?

Das kann man nicht generell beantworten, weil es von vielen Variablen abhängt: Alter, Intelligenz, Vorerfahrungen – beispielsweise Erfahrungen mit Tod –, Traumatisierungen in der Vergangenheit und auch vom Geschlecht. Ereignisse wie die Anschläge in Paris, aber auch Naturkatastrophen und andere Ereignisse mit einer Bedrohung des Lebens, beispielsweise Flugzeugabstürze, werden vielfach auch von Kindern als traumatisierend erlebt, meist noch mehr als von Erwachsenen. Zentral ist dabei, dass Kinder bei solchen Ereignissen leichter als Erwachsene das Gefühl von Sicherheit verlieren. Das ist leicht nachvollziehbar, weil Kinder auch im Primarschulalter noch keine stabile Vorstellung davon haben, wie wahrscheinlich oder eben relativ unwahrscheinlich es ist, Opfer von solchen Ereignissen zu werden. Zudem fehlen andere wichtige Fähigkeiten, um die Bedrohlichkeit einer Situation abzuschätzen zu können, beispielsweise Einsicht in Phänomene wie religiösen Fanatismus. Oder nehmen Sie den Absturz der German-Wings-Maschine: Kinder können nicht abschätzen, wie sich eine psychische Erkrankung, in dem Fall die des Kopiloten, derart destruktiv auswirken kann.

«Mädchen können solche Situationen in der Regel besser verarbeiten als Jungs.»

Gilt das für alle Kinder?

Allgemein kann man sagen, dass Kinder, die gut integriert sind, Kinder mit normaler oder höherer Intelligenz und Kinder mit reicherer Fantasiebegabung besser mit traumatisierenden Erlebnissen umgehen können. Generell gilt, dass Mädchen solche Situationen in der Regel besser verarbeiten können als Jungs.

Wie sollen Erwachsene, etwa Eltern oder Lehrer, darauf reagieren? Soll

man Kinder darauf ansprechen oder warten, bis sie sich selber äussern?

Wenn gerade jüngere Kinder im Kindergarten- oder frühen Primarschulalter nicht von sich aus das Thema ansprechen, haben sie gute Gründe dafür. Vielleicht ist das Ganze viel zu dicht und belastend? Vielleicht aber ist es für das Kind auch uninteressant? Möchte sich das Kind das Thema allenfalls vom Leib halten, weil es eine Ahnung hat, dass das belastend oder ängstigend ist?

Heisst das, dass man in diesen Fällen nicht darüber reden sollte?

Es lohnt sich, sich Gedanken zu machen, warum mein Kind, der Schüler, der Enkel, das Tagi-Kind nicht darüber sprechen. Um Klarheit darüber zu erhalten, empfiehlt es sich, bei den Kindern in diesem Altersbereich einen vorsichtigen Versuchsballon zu starten, um abschätzen zu können, wie das Schweigen oder Verschweigen zu verstehen ist. Ein solcher Versuchsballon könnte sein: «Hast du das eigentlich mitbekommen, was in Paris passiert ist?» An der Reaktion des Kindes sollte man in der Regel ablesen können, ob das Kind aktuell darüber reden möchte oder nicht. Keinesfalls würde ich empfehlen, das Thema zum verpflichtenden Gesprächsstoff zu machen. Kinder kommen mit solchen Ereignissen vielleicht auch erst Tage oder Wochen später, wenn sie sich sicher genug fühlen, dass ihre Fragen beantwortet werden.

Gilt das für alle Altersklassen von Kindern?

Bei Kindern ab etwa zwölf Jahren empfiehlt sich ein etwas offenerer, proaktiver Dialog. Hier dürfte es sinnvoll sein, in einer Schulklassse einmal zu sammeln, wer was weiss und denkt und wer welche Fragen hat. Das schafft auch Solidarität und verhindert den Eindruck, mit seinem Erleben und Empfinden alleine zu sein. Man muss aber auch betonen, dass es viele Kinder gibt, für die die Ereignisse keine besondere Belastung darstellen – sie sind, wie wir sagen, resilient. Auch diese hohe Funktion des psychischen Apparats verdient Respekt, gerade hier sollte nicht «gewaltsam» gerüttelt werden.

Und was ist mit einem Kind, das von sich aus auffällig reagiert?

Kinder, die mit vermehrter Aggression auf die Bilder in den Medien reagieren, die beispielsweise die Szenen nachspielen oder sich in irgendeiner Weise lustig machen oder das Geschehen «cool» finden, sollten eine Antwort erhalten. Hier sollten Erwachsene den Dialog suchen und aktiv die Kinder ansprechen, um ein Verständnis für die Ernsthaftigkeit der Situation zu wecken. Im einen oder anderen Fall wird man dann als Erwachsener rasch sehen, dass die «Coolness» oder die symbolisierenden Spiele nichts anderes sind als eine Form der Abwehr, als ein Versuch, das Ganze nicht an sich heranzulassen. Wenn Kinder hier die Erfahrung machen, dass man so etwas an sich heranlassen darf, dass Gefühle wie Angst oder Mitleid oder Unver-



ständnis völlig normal sind, dann haben sie in dieser Situation viel gewonnen.

Kann man das zwölfte Altersjahr als Grenze betrachten und je nachdem das Thema gar nicht, zurückhaltend oder aktiv ansprechen?

Das hängt vom Entwicklungsstand des Kindes ab und lässt sich nicht in Zahlen ausdrücken.

«Dem Kind nutzt es nichts, Details zu erfahren, die es vorher nicht irgendwo aufgeschnappt hat.»

Wonach können sich Eltern denn richten?

Um das abschätzen zu können, können folgende Fragen hilfreich sein: Hat mein Kind eine Vorstellung davon, was der Tod ist? Meist entwickelt sich diese Vorstellung erst im späteren Primarschulalter. Kann mein Kind Realität und Fiktion auseinanderhalten? Oder: Wird es mir gelingen, deutlich zu machen, wie real das Geschehene ist, auch wenn es «weit weg» passiert ist? Wie ängstlich ist mein Kind generell? Was denke ich als Erwachsener über mein Kind: Nutzt es mehr, darüber zu reden, oder schadet es mehr? Haben wir früher schon über andere belastende Ereignisse wie Kriege, verunglückte, getötete Flüchtlinge, Flugzeugabstürze geredet?

Bis zu welchem Alter sind Kinder schlicht zu jung für solche Themen?

Bei Kindern im Kindergartenalter und jünger sollte man zurückhaltend sein und nicht mehr ausführen und berichten, als vom Kind aus kommt. Dem Kind nutzt es nichts, Details zu erfahren, die es vorher nicht irgendwo aufgeschnappt hat. Generell gilt: Je jünger das Kind ist, desto mehr empfiehlt es sich, die Informationen auf das zu beschränken, was es ohnehin weiss. Man kann aber nicht generell sagen, dass man mit Kindergartenkindern nicht über solche Ereignisse sprechen sollte. Eine feste Altersgrenze gibt es nicht.

Bei meiner Tochter, sie ist zwölf Jahre alt, war es im ersten Moment die ganz direkte Angst, der Krieg könnte vor die Haustüre treten. Was sage ich ihr?

«Ich kann deine Angst verstehen. Es ist überhaupt nicht verrückt, dass du dir solche Sorgen machst. Mir geht es ganz ähnlich, weil ich weiss, Paris ist nicht weit weg, und natürlich könnte so etwas auch bei uns hier passieren. Andererseits weiss ich auch, dass Politiker, Polizei und Geheimdienste alles geben, um so etwas zu verhindern.» Oder: «Ich habe auch Sorge, dass so etwas bei uns passieren könnte, weil niemand garantieren kann, dass es nicht passiert. Aber ich vertraue auch darauf und glaube, dass es nicht sehr wahrscheinlich ist, weil ich weiss, dass sich viele Leute darum kümmern, dass es nicht passiert.» Es geht also darum, die Angst zu validieren, zu bestätigen, dass sie berechtigt ist und nicht verrückt, und auch darum, dass das Kind nicht alleine ist mit dieser Angst. Aber man sollte auch ein Gefühl von Sicherheit vermitteln, ohne etwas schönzureden. Beschwichtigend zu sagen: «Nein, das kann bei uns nicht passieren», wäre nicht nur gelogen, sondern es würde die kindliche Angst auch nicht ernst nehmen – und das Vertrauen in den Erwachsenen nicht unbedingt stärken.

Kann es zu Situationen kommen, in denen Panikreaktionen und Angstzustände auftauchen, die man als Eltern nicht mehr alleine bewältigen kann?

Wie bei jeder Extremlastung kann es zu solchen Reaktionen kommen, auch wenn die Wahrscheinlichkeit klarerweise ungleich höher ist, wenn das Kind direkt von der belastenden Erfahrung betroffen ist. Dabei kann es schon reichen, zu wissen, dass die Oma und der Opa gerade in Paris sind. Sogenannte «sekundäre Traumatisierungen» können auftreten, wenn eine Person Zeuge einer traumatisierenden Situation wird.

Können auch die Bilder, die wir in den Medien sehen, der Auslöser sein?

In gewissem Mass, ja. Denn auch wenn die Unmittelbarkeit der bedrohlichen Erfahrung fehlt, sind die Bilder doch bedrückend und bedrohlich: Wenn man die verstörenden Bilder von Leichen, die im «Bataclan» in ihrem Blut liegen, sieht, braucht man nicht viel Fantasie, um sich vorzustellen, was so etwas in einer Kinderseele auslösen kann. Vor solchen Bildern muss man Kinder ganz klar schützen. Die meisten der von Ihnen genannten Symptome verschwinden innert weniger Tage.

Und wenn nicht?

Wenn die Angst oder Schreckhaftigkeit oder Alpträume und Schlafstörungen oder andere Symptome – bei kleineren Kindern zum Beispiel Daumenlutschen, Einnässen – länger als eine Woche anhalten, würde ich den Kontakt zum Kinderarzt oder zu einer Fachperson suchen, beispielsweise auch bei uns in der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Klinik, um abschätzen zu können, wie damit am besten umzugehen ist. Nicht selten reicht es in so einer Situation, wenn sich die Eltern oder die Erwachsenen mit einer Fachperson austauschen, ohne dass gleich das Kind abgeklärt oder untersucht werden muss.

tageswoche.ch/+wf8fz

×

Terroranschläge und säbelrasselnde Politiker versetzen uns in Angst und Schrecken. Da hilft nur eines: eine Therapiesitzung mit dem Psychoanalytiker und Satiriker Peter Schneider.

«Es gibt zwei Wege aus der Ohnmacht: die Resignation und das Gewehr»

von Matthias Oppliger

Nach den Anschlägen von Paris überbieten sich Politik und Presse mit martialischem Gebrüll. Hier Kriegsgurgeln, da Terroristen – es kann einem angst und bange werden. Wir haben uns deshalb mit Peter Schneider auf ein Bier getroffen, in der Hoffnung, der scharfsinnige Beobachter des Zeitgeschehens spende uns Trost.

Terroristen und kriegstreibende Leitartikler haben die Menschen in Angst versetzt. Wie würden Sie ein Therapiegespräch beginnen?

Ich würde den ratsuchenden Patienten darauf hinweisen, dass man als Bürger eines Landes nicht versuchen soll, seine Betroffenheit in private Trauer, Wut und Empörung zu verwandeln. Man ist kein schlechterer Mensch, wenn man Dinge, von denen man nicht selbst betroffen ist, mit der gebührenden Distanz betrachtet.

Geht es auch etwas einfühlsamer?

Es wäre aus Therapeutensicht nicht redlich, einen besorgten Bürger wie einen trauernden Angehörigen zu behandeln. Wenn Sie spirituellen Trost suchen, sind Sie bei mir an der falschen Adresse.

Na gut. Wechseln wir das Thema: Seit dem Wochenende wimmelt es in den sozialen Medien von mitfühlenden Kommentaren und Solidarisierungsprofilbildern. Woher kommt dieser Drang, öffentlich seine Anteilnahme ausdrücken zu wollen?

Ich halte es für eine Mischung aus Mitgefühl und Wichtigtuerei, ein «Auch-dabei-sein-wollen»-Syndrom gewissermassen.

Es entsteht ein regelrechter Zugzwang, sich ebenfalls solidarisch zu zeigen.

Mir ist ein solcher Herdentrieb suspekt.

Man sollte sich von solchen Bekenntniszwängen nicht allzu sehr beeindruckt lassen, weder im positiven noch im negativen Sinne. Es mag etwas peinlich sein, sein Profilfoto in einen Peace-Eiffelturm zu verwandeln, aber es ist kein Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

Dann gibt es auch diejenigen, die einfach schweigen. Wir können die



Welt nicht verändern, also resignieren wir. Wie kann man mit dieser Hilflosigkeit umgehen?

Dieses Gefühl sollte nicht leichtfertig als Ohnmacht psychologisiert werden, die es zu beseitigen gilt. Man ist nicht unbedingt sprachlos, weil man als Fernsehzuschauer der ersten Stunde tief traumatisiert ist, sondern weil einem Informationen und Überblick fehlen. Wer von etwas schlicht keine Ahnung hat, muss sich nicht als ohnmächtig und sprachlos stilisieren. Es würde reichen zuzugeben, dass man sich angesichts der bisherigen Informationen kein brauchbares Bild der Situation machen kann.

Man kann sich doch auch angesichts der schieren Gewalt und der vielen Opfer ohnmächtig fühlen.

Ich halte mich nicht für einen besonders abgeklärten Menschen. Doch wenn ich mich umhöre, scheint mir, als würden viele Menschen mit ihrem Entsetzen geradezu kokettieren. So als seien sie zum ersten Mal nach 40 Jahren Kinderkanal auf einen Nachrichtensender gestossen.

Und die Nähe? Viele von uns waren schon in Paris, von Basel braucht man nur drei Stunden mit dem Zug.

Natürlich korrespondieren emotionale und geografische Nähe in einem gewissen Sinne. Aber die Betonung, dass man auch schon einmal in Paris, auch schon einmal an einem Konzert und auch schon in einem Fussballstadion gewesen sei, ist nicht be-

sonders empathisch. Es scheint eher ein Gestus des Dabeiseinwollens zu sein, gespickt mit etwas Angstlust aus der Ferne.

Politiker und Leitartikler sprechen von Krieg. Ist das pädagogisch sinnvoll?

Die jüngere Vergangenheit hat ausreichend gezeigt, dass die Strategie des klassischen Krieges völlig machtlos ist gegen Gegner ohne regulären Kombatanntenstatus. Nun könnte man dazu übergehen, sich raffiniertere Methoden der Terrorismusbekämpfung auszudenken. Doch viele Politiker suhlen sich geradezu in der im Moment grassierenden Ohnmachtsmetaphorik. So kommen sie gar nicht erst auf die Idee, dass es auf solche Anschläge bessere Antworten gibt als die blosser Demonstration von Macht. Diese Ohnmachtsmetaphorik ist die nur vermeintlich harmlose Rückseite des Kriegsgeschreis.

Wie meinen Sie das?

Es gibt zwei Wege, sich aus einer Ohnmacht zu befreien: die Resignation und das Maschinengewehr. Der Begriff Ohnmacht ist mehr die gedankenlose Übernahme eines kulturellen Interpretationsmusters als der tief empfundene Affekt, als der er sich präsentiert. Die Tatsache, dass ich die Welt nicht ändern kann, muss nicht zu Ohnmacht führen, sondern zur Erkenntnis, dass das ganz einfach eine zu grosse Aufgabe für mich ist.

Kriegstreiber, Facebook-Empathisten, die grosse wortlose Masse: Flüchten wir uns alle in die Symbolik, ins Kollektiv?

Gegen Symbolik ist nichts einzuwenden. Sie hat aber leider immer diesen Hang zu konformistischem Kitsch, den man sich als Intellektueller nicht wünscht. Ausserdem bleibt die Symbolik in vielem genauso floskelhaft wie die Verurteilung des Terrors durch Staatschefs. Man hat ja kaum angenommen, sie könnten den Terror gutheissen. Offenbar müssen auch Selbstverständlichkeiten immer wieder mit heiligem Nachdruck ausgesprochen werden, als sei man gerade erst darauf gekommen.

tageswoche.ch/+ hfzj

x



Lebensfreude: Die Eagles of Death Metal auf der Bühne des Bataclan. FOTO: GETTY IMAGES

Terror in Paris

Es hätte auch mich treffen können. Das ist die Botschaft der Anschläge in Frankreich. Ein Kommentar zum Leben nach «Paris».

Freiheit ist lebensgefährlich

von Reto Aschwanden

Ich war im Bataclan. Nicht als die Terroristen kamen, sondern Ende Juni als Tourist. Tagsüber Versailles, abends zum Konzert der Grungeband L7. Hätte ich dieses Wochenende in Paris verbracht, wäre ich vielleicht auch dort gewesen, denn ich mag die Eagles of Death Metal, die am Freitag im Bataclan auftraten.

So funktioniert Terror: Es hätte auch mich treffen können. Darum ruft der Basler Regierungspräsident Guy Morin zu einer Solidaritätskundgebung auf, darum bekunden meine Facebook-Freunde ihre Verbundenheit mit Paris, während keiner sein Profilbild ändert, wenn bei Anschlägen in Beirut Menschen ums Leben kommen.

Galt die Attacke auf Charlie Hebdo Sati-rikern, die «den Propheten beleidigt» hatten, gerieten diesmal Leute ins Visier, die ein Fussballspiel besuchten, im Restaurant was tranken oder ein Konzert schauen wollten. Menschen wie du und ich.

Als Reaktion rief der französische Präsident Hollande den Notstand aus und bot Militär auf. Für ihn sind die Morde «ein Kriegsakt», auf den er «gnadenlos reagieren» will. Reihum betonen Politiker, die Anschläge gälten «uns allen». Und klar: «Wir» werden diesen Angriff auf «unsere Frei-

heit» kontern mit allem, was die Sicherheitsapparate hergeben.

Am Zürcher HB patrouillieren Polizisten mit Maschinenpistolen. Augenzeugen berichten, junge Migranten mit Bärtchen würden kontrolliert. Die Feinde der Freiheit kommen nicht nur von aussen, sondern auch aus unserer eigenen Mitte.

Terror will Angst und Schrecken verbreiten, und das gelingt ihm auch. Die Staatsmacht macht zu, dabei ist es genau die Offenheit, die unsere scheinheilig beschworene Freiheit ausmacht.

**Kann ich damit leben,
dass mein Leben
gefährdet ist durch
Fanatiker, die jederzeit
zuschlagen können?**

Wenn es gefährlich ist, an einen Match zu gehen, ins Restaurant oder an ein Konzert, wie reagiere ich dann? Bleibe ich daheim, hinter verschlossenen Türen und runtergekurbelten Rollläden? Erwarte ich Sicherheitsvorkehrungen mit Schleusen

und bewaffnetem Wachpersonal vor jedem Laden, jeder Bar?

Oder kann ich damit leben, dass mein Leben gefährdet ist durch Fanatiker, die jederzeit zuschlagen können, am liebsten in einer westlichen Grossstadt. In Paris sind die Medien sofort vor Ort, und darum geht es, wenn man Aufmerksamkeit erzeugen will. Dort sitzen die Machthaber, und zudem findet man da all die unterschiedlichen Lebensentwürfe, die einem Fundamentalisten gegen den Strich gehen.

**Stellen wir unsere
Lebensfreude gegen
die Todesverachtung
der Terroristen.**

Diese unterschiedlichen Lebensentwürfe verbieten ein simples «Wir gegen die». Wer sind «die» überhaupt? Söhne von Männern, die von Nato-Soldaten getötet wurden? Brüder von Leuten, die irgendwo weit weg von hier mit Waffen oder Munition aus Schweizer Fabrikation erschossen wurden? Kinder von Immigranten, die in Europa nichts als Ablehnung und Ausschluss erfahren haben?

«Unsere Freiheit» geht auf Kosten der Freiheit von anderen Menschen. Auch wenn «wir» Waffenlieferungen in Krisengebiete ablehnen, keine Kriegshandlungen westlicher Länder mit geostrategischer Agenda wollen und gegen die Ausbeutung von Entwicklungsländern sind – unseren Wohlstand und die Chance auf ein selbstbestimmtes Leben verdanken wir einem System, das Menschen in Syrien, im Irak und anderen Ländern, in denen der Westen politische oder wirtschaftliche Interessen verfolgt, genau das verwehrt.

Es gibt kein Ausweichen

«Wir» können die Entscheide «unserer» Politiker und Wirtschaftsführer nur bedingt beeinflussen. Den Terroristen ist das egal. Sie fragen nicht nach unserer persönlichen politischen Einstellung. Jeder hier ist ein legitimes Ziel. Es gibt kein Ausweichen.

Wir können nur unser Leben weiterleben. Statt uns also verängstigt zurückzuziehen, stellen wir unsere Lebensfreude gegen die Todesverachtung der Terroristen. Wir treffen uns weiterhin an Orten, die für alle zugänglich sind. Nicht nur daheim oder hinter streng bewachten Mauern. Wir wollen offen bleiben und sind dadurch angreifbar.

Wir wissen jetzt, dass ein Leben in Freiheit riskant ist. Aber es gibt kein anderes – zumindest keines, das sich zu leben lohnt. Ich will wieder einmal nach Paris und ins Bataclan, wenn dort eine tolle Band spielt. Ich bin kein Held, und ich will so wenig sterben, wie die Konzertbesucher am Freitagabend. Aber jeder Rückzug aus Angst, jede Beschneidung der eigenen Freiheit im Namen der Sicherheit, ist ein Sieg jener, die anderen ihren Lebensentwurf aufzwingen wollen.

Ein Leben in Freiheit ist lebenswert. Und lebensgefährlich.

tageswoche.ch/+rvu7z

Nach der ersten Betroffenheit geht es für die Zukunft darum, auf die böse Tat wieder Gutes folgen zu lassen.

Alle unsere Reaktionen

von Georg Kreis

Terror, wie wir ihn in unserer Nähe, in Paris, erfahren haben, kann nicht spurlos an uns vorbeigehen. Die Reaktionen erscheinen teils ziemlich gleichartig und übereinstimmend, teils aber auch sehr unterschiedlich.

Übereinstimmend sind vor allem die ersten Reaktionen der persönlichen Betroffenheit und Solidarität. Solche Gesten kennen nicht sehr viele Varianten: Kerzen, Blumen, Peace-Zeichen, einfache verbale Botschaften (jetzt: «Je suis Paris»), Gedenkstunden, Schweigeminuten – und nochmals Kerzen. Dazu die Reaktionen der Staatsautoritäten: Halbmastfahnen und zusätzliche Patrouillen mit Maschinenpistolen, feierliche Beileidsworte, Fototermine in der Öffentlichkeit.

Entscheidender sind die längerfristigen Reaktionen. Reaktionen auf die Tat, aber auch eigene Reaktionen auf die Reaktionen anderer. Im Zentrum steht die schwierige Frage: Wie weit die Freiheit einschränken,

Kerzen, Blumen, Schweigeminuten: Betroffenheit kennt nur wenige Gesten.

FOTO: REUTERS



damit diese besser verteidigt ist? Freiheit ist an sich unteilbar. Und doch müssen wir eingestehen, dass kollektive Sicherheitsmassnahmen Einschränkungen im individuellen Bereich zur Folge haben. Diese sind weniger problematisch, wenn sie alle in etwa gleich treffen – wie eine Gepäckkontrolle am Flughafen.

Der französische Staatschef François Hollande erklärte, dass die Anschläge nicht einfach Frankreich gegolten hätten, sondern der Freiheit und der Demokratie. Daran muss er sich erinnern und müssen andere ihn erinnern, wenn er jetzt die Freiheit mit Vorkehrungen verteidigen will, welche die Freiheit auf andere Weise infrage stellen können.

Gleichheitsprinzip infrage gestellt

Wie gross diese Gefahr ist, zeigt der von Hollande allerdings abgelehnte Vorschlag der französischen Rechtsopposition, die über 11000 Terrorverdächtigen mit elektronischen Fussfesseln zu überwachen. Bezeichnenderweise hat die Chefin des Front National zudem sogleich die Schliessung sämtlicher Grenzen für die Flüchtlinge aus Syrien gefordert. Dies, obwohl die Pariser Terroristen nicht jüngst aus Syrien nach Europa gekommen, sondern Spätfolgen einer nicht gelungenen Integration sind.

Das Gleichheitsprinzip wird nun doch infrage gestellt, indem Hollande vor dem Kongress die Absicht verkündete, künftig Doppelbürgern die Staatszugehörigkeit abzuerkennen, die wegen Schädigung französischer Staatsinteressen verurteilt werden. Wer Terrorist ist, kann und darf kein Franzose sein. Dagegen muss angemahnt werden, dass Frankreich mit der nationalen Auslagerung des Bösen sein hochgehaltenes Prinzip der «égalité» verletzt.

Zu Recht erklären die Vertreter muslimischer Organisationen, dass die Anschläge auch ihnen gegolten hätten.

Beifügen kann man, dass symbolische und reale Diskriminierungen dieser Art nicht nur die direkt Betroffenen und ihr Milieu verletzen, sondern womöglich die Feindseligkeit geradezu begünstigen, die sie eigentlich bekämpfen wollen. Bei einigen Reaktionen sieht man, dass sich da eine Bereitschaft freisetzt, die schon vorher latent existiert hat. Das dürfte auch auf den Vorschlag der Berner FDP-Politikerin Christine Kohli zutreffen, bis zur «restlosen Aufklärung» in allen muslimischen Quartieren Europas eine abendliche Ausgangssperre zu verhängen.

Es wurde schon gesagt, muss aber immer wieder gesagt sein, dass die Terroristen von Paris und ihre Hintergrundorganisationen nicht beanspruchen können, im Namen des Islams ihre Schandtaten begangen zu

haben. Sie sind so wenig muslimisch, wie die 69 Morde von Anders Behring Breivik im Juli 2011 auf der Insel Utøya christlich waren.

Wie zu erwarten war, wandten sich die Medien auch an Repräsentanten muslimischer Organisationen und fragten sie, wie sie sich zu diesen Verbrechen stellten. Zu Recht erklärten diese, dass die Anschläge auch ihnen gegolten hätten, weil sie nun Opfer der Verdächtigungen und Ausgrenzungen seien. Sie sähen es durchaus als ihre Aufgabe, den islamistischen Fundamentalismus in ihren Vereinshäusern und Moscheen zu bekämpfen. Sie wiesen aber auch – ebenfalls sehr zu Recht – darauf hin, dass man sie in dieser Aufgabe nicht alleine lassen dürfe und Integration sowie Ermöglichung von positiven Lebensperspektiven gesamtgesellschaftliche Aufgaben seien.

Zu den Reaktionen gehören auch die Versuche, die Anschläge von Paris und die vorangegangene Reihe von Attentaten zu verstehen, das heisst, ihnen einen Sinn zu unterlegen. Dabei wird eine ganze Palette von Deutungen angeboten: War es Rache für die militärischen Interventionen in Syrien, wie dies propagandistische IS-Verlautbarungen suggerierten? Ging es darum, westliches Militär dazu zu verleiten, Bodentruppen nach Syrien in einen Krieg zu schicken, den sie nicht gewinnen können?

Eine oft präsentierte Interpretation lautet, es sei ein Attentat auf den Westen, auf seine Freiheit, seinen Lebensstil der Vergnügungen in Boulevard-Restaurants und «dekadenten» Konzertveranstaltungen, wobei der Einbezug eines Fussballspiels nicht so recht in diese Deutung passt.

Es ist verständlich, aber nicht zutreffend, wenn man den Terror als speziell gegen den Westen gerichtet versteht. Erst vorige Woche ereigneten sich fürchterliche Bombenanschläge in Beirut. Diese erreichten aber nicht unser mitfühlendes Empfinden. Im November 2008 starben bei einem Anschlag im indischen Mumbai 174 Menschen, ohne dass der Westen deswegen grundsätzliche Überlegungen anstellte.

Ein Attentat auf den Westen?

Während man im Falle des Anschlags auf «Charlie Hebdo» noch meinen konnte, es sei hauptsächlich um eine Reaktion auf beleidigende Mohammed-Karikaturen gegangen, fehlt bei den jüngsten Mordanschlägen jeder Direktbezug zu den Opfern, unter denen sich – theoretisch – durchaus auch sehr gläubige Muslime hätten befinden können. Eine andere Interpretation ordnet die Attentäter darum dem sinnlosen Nihilismus zu. Nicht einer bestimmten Ideologie, sondern der Lebensverachtung schlechthin. Sicher ist es kein «Kampf der Kulturen», kein «Clash of Civilizations», wie ihn der amerikanische Politologe Samuel Huntington schon 1993 diagnostiziert hatte und ihn ein republikanischer Präsidentschaftsanwärter mit Bezug auf Paris erneut an die Wand malt.

Wahrscheinlich müssen wir ohne wirklich klärende Einsichten auskommen und

versuchen, die Normalitäten unseres bisherigen Lebens uneingeschüchtert und möglichst unverändert weiterzuführen. Das wird nicht nur wegen der realen Bedrohungen, die durchaus bestehen können, schwerer. Denn daneben gibt es nun das Spiel mit den falschen Alarmen. Auch diesen ist man ausgesetzt, sind besonders die öffentlichen Verantwortungsträger ausgeliefert, weil sie es sich schlicht nicht leisten können, diese zu ignorieren.

Die Anschläge sind sicher kein «Kampf der Kulturen».

Sind wir tatsächlich im Krieg? Steht uns eine «guerre totale» bevor? Staatschef François Hollande glaubte dies sagen zu müssen, damit die Bürgerinnen und Bürger sehen beziehungsweise hören, dass er die Situation ernst nimmt. Auch der ehemalige US-Präsident Bush Jr. hatte 2001 nach dem «11. September» von Krieg gesprochen, um dann selber einen Krieg zu führen, der das heutige Desaster mitverursacht hat.

Krieg assoziiert martialische Handlungen und evoziert Vernichtungsfantasien. Jetzt wird diskutiert, ob es genügt, bloss Luft einsätze gegen den IS zu fliegen. Nicht weniger wichtig wäre die zivile Bekämpfung durch die Unterbindung von Geldquellen, von Lieferungen von Kriegsmaterial und zahlreichen Toyota-Trucks, die den Verbrechern offensichtlich zur Verfügung stehen.

Die Anschläge von Paris hatten auch auf der Ebene der internationalen Staatskontakte Reaktionen zur Folge. Der Terror war beim Antalya-Treffen der G-20 ein Thema und könnte, was eine positive Nebenwirkung der bösen Tat wäre, die Kooperation zwischen Amerika und Russland im Nahen Osten verbessern. Und in der EU wird erstmals in ihrer Geschichte eine Solidaritätsklausel aktiviert, um Frankreich den benötigten Beistand zu geben. Die Aussenbeauftragte Federica Mogherini erklärte sinngemäss: Werde ein EU-Mitglied angegriffen, dann sei «ganz Europa» angegriffen. Auch da könnte die böse Tat Gutes bewirken, wenn die Solidaritätsrhetorik ein Zusammenstehen in wohlverstandenen Sicherheitsfragen anderer Art begünstigt.

tageswoche.ch/+wih8l

x

Online



tageswoche.ch/tehem/
Georg Kreis

ANZEIGEN

Flüchtlinge: Aussperren oder aufnehmen?

Silvia Schenker, Nationalrätin
Odilo Noti, Caritas Schweiz
Roger Ehret, Gesprächsleitung

Sonntagsmatinée ZeitSicht
22. November 2015, 11:00 Uhr
Bibliothek Schmiedenhof, Basel

GG Stadtbibliothek
Basel

Die Voltahäuser und der Vogesenplatz bestehen seit fünf Jahren. Die Bilanz fällt durchgezogen aus: Der «aufgewertete» Quartierteil fügt sich nur schwer ins St. Johann ein.

Immerhin die Skater haben Freude

von Michel Schultheiss

In manchen Schaufenstern herrscht weiterhin gähnende Leere. Ein Geschäft mit Powernahrung und eine zweisprachige Kindertagesstätte springen ins Auge. Doch im Janus-Gebäude, das auch als «Volta-Mitte» bekannt ist, sind freie Geschäftsflächen ausgeschrieben. Auch auf den Strassen tut sich nicht allzu viel: Vom einst versprochenen «Boulevard» Voltastrasse ist wenig zu spüren – das Leben spielt sich eher weiter vorne an der Elsässerstrasse mit ihren Quartierläden und Cafés ab.

Vor dem Bau der Nordtangente litt die Gegend unter Verkehrslärm, unterdessen ist es ruhig, vielleicht allzu ruhig geworden. Immerhin tut sich weiter vorne beim Vogesenplatz etwas. Der Coop und die Post sind hier die Hauptmagnete, doch abgesehen von den Läden hat auch dieser Fleck kaum Potenzial, sich als echtes Quartierzentrum zu etablieren. Gefallen am Platz haben Skateboarder und BMX-Fahrer, welche manchmal ihr Können auf den weissen Quadern ausprobieren, und im Sommer freuen sich Kinder am Wasserspiel.

Auch beim Volta-Center gibt es Anlaufschwierigkeiten – noch harren viele Ladenflächen ihrer Nutzung. Bei den beiden Glassäulen unter dem Viadukt gab es schon mehrere Wechsel; eine steht leer, die andere beherbergt schon den zweiten Döner-Imbiss. Im Voltacenter selbst ist nach langem Leerstand im September ein neues Café eingezogen.

Das Gewerbe wartet ab

Die Eigentümer des Volta-Centers möchten keine Angaben zum jetzigen Stand der Vermietungen machen. Diejenigen des Janus-Baus zieren sich weniger: Nach Angaben Florian Zinggs, Kommunikationschef der Eigentümerin «Swiss Life», sind zurzeit noch drei Ladenflächen in der Vermark-

tung. Für die Leerstände gebe es verschiedene Gründe: «Im Grossraum Basel sind derzeit etwas mehr Gewerbeflächen im Angebot, was den Mietinteressenten eine grössere Auswahl bietet», erklärt Zingg. «Zudem sind die Möglichkeiten im angrenzenden Ausland und die geringe Anzahl von Parkplätzen immer wieder Thema in den laufenden Verhandlungen.» Ganz allgemein bräuchten Gewerbeflächen in einem neuen Stadtteil immer etwas länger als Wohnungen: «Interessenten für Gewerbeflächen möchten zuerst sehen, wie sich das Quartier entwickelt – das kann zu längeren Leerständen führen.»

«Der Vogesenplatz wurde geplant, bevor es etablierte Mitwirkungsverfahren gab – dem Resultat sieht man das noch heute an.»

Peter Jossi,
Präsident Stadtteilsekretariat

Die Neubauten bilden zusammen mit dem Novartis-Campus die «Problemzone» der laufenden Aufwertung im St. Johann. Dies zeigt sich etwa in den dortigen Mietpreisen, wobei der «Swiss-Life»-Sprecher betone, diese lägen «im orts- und quartierüblichen Rahmen». Laut Zingg arbeiten rund zwei Drittel der Mieter der Janus-Überbauung in Unternehmen der näheren Umgebung, man kann also von vielen Expats mit Pharma-Jobs ausgehen.

Quartieraufwertung, eine veränderte Bevölkerungsstruktur und steigende Mietpreise, die Randlage sowie die Skepsis des Gewerbes gegenüber den neuen Ladenflä-

chen – die Entwicklung des Quartiers wirkt ambivalent. Entsprechend fällt die Bilanz von Peter Jossi, Präsident des Stadtteilsekretariat Basel-West, nach den ersten fünf Jahren des «neuen St. Johann» aus. Er ist der Ansicht, es habe sich wie auch bei der Voltastrasse um eine «Top-Down-Planung» gehandelt. Dabei weist er auf die besondere Geschichte des Ortes hin. «Der Vogesenplatz wurde im Rahmen des Nordtangente-Baus geplant, lange bevor es etablierte Mitwirkungsverfahren gab – dem Resultat sieht man das noch heute an», sagt Jossi.

Attraktion Biermarkt

Dass manche Leute – wie etwa in den Kommentarspalten der TagesWoche – die Gegend von der zwischengenutzten Voltahalle bis zum Vogesenplatz als «Geisterzone» mit so manchen «Planungsleichen» wahrnehmen, ist für Peter Jossi durchaus nachvollziehbar. «Für grosses Erstaunen und Ärger sorgte nicht zuletzt der Umstand, dass sich grosse Investoren jahrelang leer stehende Parterre-Flächen offenbar leisten können und dies dann wohl bei den Wohnmieten kompensieren.»

Roland Frank, Leiter der Fachstelle Stadtteilentwicklung, teilt die Einschätzung, dass der Vogesenplatz noch kein Mittelpunkt im St. Johann ist: «Bis sich in einem Quartier ein Zentrum und ein lebendiger Ort entwickelt, braucht es Zeit – die neuen Räume müssen von der Quartierbevölkerung angeeignet werden», meint Frank. Gerade bei nutzungsoffenen Räumen wie dem Vogesenplatz könne dies nicht von heute auf morgen geschehen.

Es gibt aber auch Bemühungen von Leuten aus dem «alten Santihans», dem neuen Stadtteil einen anderen Schliff zu verpassen und ihn für die Öffentlichkeit attraktiver zu machen. So blüht die Gegend etwa beim Biermarkt Ende August ein bisschen

auf. Hinter diesem Anlass stecken dieselben Organisatoren, die am Samstag jeweils den St. Johannis-Markt auf die Beine stellen. Dieser fand früher an anderen Standorten statt, seit fünf Jahren gehört er aber zum Inventar des Vogesenplatzes. Noch steht der kleine Floh- und Wochenmarkt mit wenigen Gemüse- und Käseständen und den am Boden ausgebreiteten Trödelwaren etwas verloren zwischen dem Voltacenter und dem Luzernerring-Viadukt.

«Es ist eine harzige Entwicklung», sagt Beat Aellen vom Organisationsteam des St. Johannis-Markts. In seinen Augen wäre die Lage für Anlässe an sich nicht schlecht. Eine «Fehlplanung» erkennt er darin, dass auf dem Platz keinerlei Strom- und Wasseranschlüsse eingerichtet wurden. Die Stände des Wochenmarktes können auf die Schächte des Voltacenter zurückgreifen, für den Biermarkt reiche das aber nicht. «Durch ist der Vogesenplatz eine Art Insel zwischen den Tramgeleisen», findet er.

Interesse an solchen Märkten konnte Beat Aellen trotzdem feststellen – auch bei den Zuzüglern und gerade unter Expats. «Ich höre dort oft Englischsprachige», stellt

Aellen fest. Doch auch er hat noch Zweifel, ob sich der Vogesenplatz als Scharnier zwischen den verschiedenen Stadtteilen und Bevölkerungsgruppen etablieren kann: «Das St. Johann hat einfach keinen zentralen Quartierplatz», sagt er.

Hoffen auf Volta Nord

In den Augen von Peter Jossi hängt das ungenutzte Potenzial des Vogesenplatzes nicht nur mit dem Ort, sondern dem ganzen Umfeld zusammen: «Der Bahnhof St. Johann ist eigentlich als Verkehrsdrehscheibe für den Basler Norden konzipiert, wozu ein ÖV-Ausbau im Elsass erforderlich wäre.» Er hofft darauf, dass neben dem bereits bestehenden Kulturzentrum «Stellwerk» die geplanten Bauten für das Staatsarchiv Basel und das Naturhistorische Museum zu neuem Schwung führen.

Zusätzliche Hoffnungen setzt er in das Areal Volta Nord, besser bekannt als Lysbüchel, eine Gegend die heute zum grössten Teil als Gewerbezone genutzt wird. Dort ist das letzte Wort über die Zukunft noch nicht gesprochen: Noch immer sind die Gewerbebetriebe rund um die IG Lys-

büchel, die Stiftung Habitat sowie die SBB und der Kanton als Eigentümerinnen mit unterschiedlichen Interessen in die Planung des neuen Stadtteils involviert.

So gut wie sicher ist aber, dass die Gebäude aus dem Jahr 2010 bald schon nicht mehr eine Quartiergrenze darstellen werden, sondern im Norden eine Nachbarschaft erhalten werden: «Wenn dort eine durchmischte Nutzung und ein neuer Primarschul-Standort entstehen, wird das die Belebung dieses Quartierteils definitiv verstärken», prophezeit Peter Jossi.

Somit bleibt also abzuwarten, wie der neue Stadtteil zusammen mit dem St. Johann der Zukunft harmoniert. Ob sich die Volta-Gegend dereinst als fester Bestandteil des Quartiers etablieren kann oder ob sie als Nebenprodukt des Nordtangentialbaus ohne eigenen Charakter im jetzigen Zustand verharren wird – man weiss es nicht. Mit anderen Worten: Noch ist unklar, ob «tote Läden», zweisprachige Kinderhorte oder doch ganz andere Einrichtungen in Zukunft den Charakter der Gegend prägen werden.

tageswoche.ch/+55ojw

×

Insel zwischen den Tramgeleisen: Der Vogesenplatz hat sich nicht zum Quartier-Mittelpunkt entwickelt.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

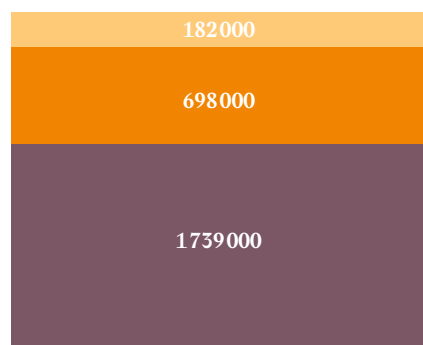


Würde Baselland sein Steuerpotenzial besser nutzen, bräuchte es weder neue Sparübungen noch Almosen der Stadt.

Hausgemachte Armut

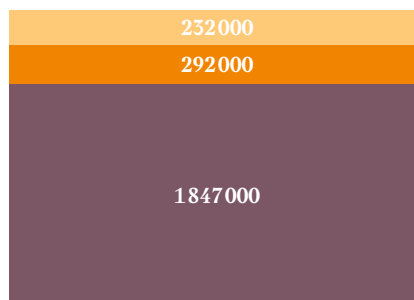
Totaler Fiskalertrag 2014 in Tausend Franken

Basel-Stadt (ohne Riehen und Bettingen)
(Total: 2 709 000)



Verkehrs-, Erbschafts- und weitere Steuern
Juristische Personen
Natürliche Personen

Basel-Landschaft
(Total: 2 371 000)



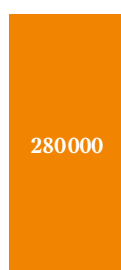
Vergleich Einwohner und durchschnittlicher Steuerbetrag pro Einwohner

Basel-Stadt



Einwohner
Durchschnittlicher Steuerertrag pro Einwohner

Basel-Landschaft



Würde der Landkanton seine Steuern und Abgaben ähnlich erheben wie Basel-Stadt, wäre er seine grössten Finanzsorgen los.

GRAFIK: ANTHONY BERTSCHI

von Stephan Dietrich

Dem Kanton Basel-Landschaft geht es finanziell schlecht, und deshalb muss er sparen, sparen, sparen. So geht der Refrain im ewigen Klagelied der bürgerlichen Baselbieter Regierung.

Die Sparmassnahmen gehen einerseits zu Lasten der eigenen Bevölkerung, andererseits auf Kosten des Kantons Basel-Stadt, der dem Landkanton fast gezwungenermassen ein 80-Millionen-Franken-Geschenk machen musste.

Der Grund für die finanziell klamme Lage des Baselbiets: Um sich für Private und Unternehmen als Standort interessant zu machen, hat der Kanton die Steuern in den vergangenen 15 Jahren immer wieder gesenkt und diverse Abzugsmöglichkeiten eingeführt.

Nutzniesser sind Unternehmen, Erben, Familien mit und ohne Haus oder Kinder, also fast alle. Jeder fünfte steuerpflichtige Einwohner muss im Baselbiet keine Einkommenssteuern bezahlen. Das mag von einem sozialen Standpunkt aus erfreulich sein. Ob diese Personen finanziell auch wirklich darauf angewiesen sind, ist eine andere Frage.

Auch Firmen und juristische Personen haben von den Geschenken profitiert. Der erhoffte Zuzug von steuerkräftigen Unternehmen ist jedoch ausgeblieben. Die Folge: Baselland verrechnet sich nicht nur regelmässig bei den Steuereinnahmen, sondern schreibt Jahr für Jahr rote Zahlen.

Der ehemalige SP-Landrat und Finanzexperte Ruedi Brassel sieht sich in seinen Befürchtungen bestätigt: «Das strukturelle Defizit ist eine direkte Folge der verfehlten Steuerpolitik der letzten Jahre.» Um wie viel höher die Steuereinnahmen des Kantons ohne diese Erleichterungen und Rabatte wären, kann Brassel nicht sagen. Eines ist für ihn klar: «Sicher wären wir ohne sie von der desolaten Finanzlage weit entfernt, in der wir uns heute befinden.»

Finanzprobleme sind hausgemacht

Auch Basel-Stadt hat seine Steuern gesenkt. Jedoch müssen dort auch Haushalte mit tiefen Löhnen Steuern bezahlen. Im mittleren Einkommensbereich liegt die Steuerbelastung in den beiden Kantonen und je nach Gemeinde in einem ähnlichen Bereich. Steuerlich besser fahren die ganz Reichen allerdings im Stadtkanton.

Per Saldo ist Basel-Stadt mit seiner Strategie deutlich besser gefahren. Das ist nicht nur der florierenden Pharmaindustrie zu verdanken. Eine mögliche Erklärung für die unterschiedliche finanzielle Situation der Nachbarkantone liefert der nationale Steuerausschöpfungsindex.

Diese Messgrösse ist im Rahmen des nationalen Finanzausgleichs entwickelt worden und Abbild der gesamten Steuerbelastung der Kantone. Der Index zeigt auf, wie stark die steuerlich ausschöpfbare Wertschöpfung (Einkommen, Gewinne und Vermögenszuwachs) der Steuerpflich-



«Nei schöner als im Baselbiet chas währli niene sy», heisst es. Das gilt für Hausbesitzer umso mehr.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

tigen (natürliche und juristische Personen) effektiv durch Steuern der Kantone und Gemeinden belastet wird.

Bei einem CH-Mittel von 100 beträgt er für den Kanton Basel-Landschaft 95, für Basel-Stadt 116. Etwas vereinfacht ausgedrückt: Würde der Kanton Baselland seine Steuern und Abgaben ähnlich erheben wie Basel-Stadt, wäre er seine grössten Finanzsorgen los.

Massiv unterbewertete Immobilien

Gar nicht mit dieser Argumentation einverstanden ist Karin Perla, Assistentin von Regierungspräsident und Finanzdirektor Anton Lauber. «Der Steueraussschöpfungsindex ist keine Kennzahl, an der sich der Kanton Basel-Landschaft orientiert, und die Bemessungsgrundlagen liegen mit 2009 zu weit zurück», sagt sie.

Gleichzeitig räumt sie ein: «Wir haben zwar die dem Steueraussschöpfungsindex zugrunde liegenden Daten nicht analysiert, gehen aber davon aus, dass der Unterschied in erster Linie in der unterschiedlichen Zusammensetzung des Ressourcenpotenzials begründet ist.»

Konkret meint sie damit, dass im Baselbiet die Einkommenssteuer drei Viertel der Steuereinnahmen ausmacht. Im Stadtkanton mit seinen vielen grossen Konzernen und juristischen Personen sind es dagegen nur knapp zwei Drittel.

Eklatant ist der Unterschied bei der durchschnittlichen Einkommenssteuer. In Basel-Stadt liegt diese bei 6530 Franken pro Einwohner, in Baselland sind es 5485 Franken, also mehr als 1000 Franken weniger. Bei der Vermögenssteuer liegen die durchschnittlichen Beträge bei 1393 Franken in Basel-Stadt, bei 871 Franken im Landkanton.

Dass es dem Nachbarkanton so schlecht gehen soll, stösst bei vielen Städtern auf Unverständnis. Vor allem, wenn sie an die mehr oder weniger schmucken Villen und Einfamilienhäuser samt Wagenparks denken, die den Landkanton fast flächendeckend verzieren. Nahezu jeder zweite Einwohner (45 Prozent) wohnt im Baselbiet im eigenen Heim. In Basel-Stadt sind es bloss

15 Prozent. Im Durchschnitt verfügen die Baselbieter über fünf Quadratmeter mehr Wohnfläche als die Städter.

Der Erwerb von Wohneigentum gehört seit Langem zu den strategischen Zielen von Baselbieter Regierung und Wirtschaftskammer und wird durch steuerliche Anreize gefördert. Dass Hypothekarzinsen und Unterhaltskosten von den Steuern abgezogen werden können, ist Usus.

Als weitere Steuerersparnis kommt im Baselbiet jedoch hinzu, dass der steuerliche Wert der Liegenschaften viel zu tief angesetzt wird. Immobilienbesitzer müssen entsprechend weniger Vermögenssteuern bezahlen. «Mein Haus, das ich vor über 25 Jahren gekauft habe, hat laut einer aktuellen Schätzung einen Verkehrswert von 850 000 Franken, der Steuerwert beläuft sich aber auf lediglich 175 000 Franken», berichtet ein Steuerexperte, der in Basel arbeitet, aber im Baselbiet wohnt.

Anders als in anderen Kantonen wird der Steuerwert von Immobilien im Landkanton in der Regel nur bei baulichen Veränderungen oder Handänderungen neu eingeschätzt. Angesichts der rasant kletternden Immobilienpreise entgehen dem Kanton dadurch Millionenbeträge.

Wie stark unterbewertet die Baselbieter Immobilien sind, belegt ein Zirkularschreiben der Schweizerischen Steuerkonferenz. Mit ihm wird der sogenannte Repartitionsfaktor festgelegt. Je höher er liegt, desto tiefer ist der veranschlagte Steuerwert. Für die meisten Kantone rangiert der Repartitionsfaktor zwischen 80 und 110. In Basel-Stadt liegt er bei 100, im Aargau bei 85, im Kanton Baselland aber bei sage und schreibe 260. Ein einsamer Spitzenwert.

Nötige Korrekturen blockiert

Mit der Baselbieter Bewertungspraxis hat sich auch schon das Bundesgericht beschäftigt – und den Kanton dafür gerügt, berichtet der grüne Fraktionschef Klaus Kirchmayr. «Doch die im Baselland sehr starke Hausbesitzer-Lobby hat bis anhin jede Korrektur verhindert, und dies trotz der drängenden Finanzprobleme.»

Die tiefe Bewertung der Immobilien und Aktien schlägt sich auch im versteuerten Vermögen nieder. Das durchschnittliche pro Steuerpflichtigen ausgewiesene Vermögen im Kanton Baselland belief sich 2012 auf 211 900 Franken, im Stadtkanton liegt es bei 390 400 Franken.

Die Vermögenssteuer macht zwar nur einen kleinen Teil des gesamten Steuerertrags aus. Aber da der Immobilienunterhalt und die Hypothekarzinsen vom Einkommen abgezogen werden können, wirkt sich die Unterbewertung auch auf das steuerbare Einkommen und entsprechend tiefere Steuerwerte aus.

Auch Aktien werden tiefer bewertet

Nicht nur die Immobilien, auch Aktien werden im Kanton Baselland tiefer bewertet als im Stadtkanton. So hatte etwa die Novartis-Aktie im Jahr 2014 in Basel-Stadt einen Steuerwert von 92,37 Franken, im Kanton Baselland einen von 85 Franken. Bei Roche lagen die Werte bei 269,90 versus 261 Franken. Bei Syngenta waren sie hingegen identisch. Jeder Kanton hat hier seine eigenen Regeln und verfolgt seine eigene Praxis. Ob Albert Einstein, der ja mehrere Jahre in der Schweiz gelebt hat, wohl daran gedacht hat, als er den Satz prägte: «Am schwersten auf der Welt zu verstehen ist die Einkommenssteuer!»

Ein Unikum in der Schweiz ist auch die Baselbieter Regelung, die es erlaubt, von der Krankenkasse nicht übernommene Krankheitskosten von den Steuern abzuziehen. Mit diesem Sonderfall wird es im Rahmen der Sparbemühungen bald vorbei sein. Allerdings ist das nur ein Tröpfchen auf den heissen Stein.

Um die Baselbieter Finanzen wieder ins Lot zu bringen, bräuchte es neben der Abschaffung von Schlupflöchern auch Steuererhöhungen. Davon sind nicht nur die Baselbieter Grünen überzeugt, die im Juli im Landrat entsprechende Vorschläge gemacht haben. Doch das neoliberale Credo der rechtsbürgerlichen Regierung lautet weiterhin: Der Staat muss sparen, sparen, sparen.

tageswoche.ch/+evojz

×

Eine Modellrechnung zeigt: Genau betrachtet, bezahlt eine Familie in Basel unter Umständen weniger als in Allschwil.

Wenn die Steuerhölle günstiger ist als das Paradies

Stadt oder Land – an der Steinbühlallee machen ein paar Meter einen massiven Unterschied.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



von Jeremias Schulthess

An der Steinbühlallee räumen die Müllmänner die Säcke jeweils nur auf einer Seite ab. Denn die beiden Strassenseiten befinden sich auf unterschiedlichem Gemeindebeziehungsweise Kantonsgebiet; auf der westlichen Seite in Allschwil, auf der östlichen in Basel-Stadt. Auch wenn die Steinbühlallee wie eine ganz normale Quartierstrasse aussieht: Wer hier wohnt, lebt an der Demarkationslinie, am absurdesten Ort dieser beiden Halbkantone.

Wer auf der Stadtseite Steuern zahlt, leistet mit seinen Abgaben voraussichtlich bald Finanzhilfe für das Gemeinwesen auf der anderen Strassenseite. Denn bekanntlich haben sich die Regierungen von Baselland und Basel-Stadt auf einen Deal geeinigt, bei dem in den nächsten vier Jahren 80 Millionen Franken von der Stadt aufs Land fliessen könnten.

In einer Modellrechnung zeigen wir, wie unterschiedlich hoch die Lebenskosten sind – von den Steuern bis zu den Wohnungsmieten. Dabei gehen wir von einem Ehepaar mit zwei Kindern aus (Schulkind und Vorschulkind), das auf der Stadt- beziehungsweise Landseite der Steinbühlallee wohnt.

Wer seine Kinder betreuen lässt, kommt in der Stadt günstiger weg. Wenn die Frau zu Hause bleibt, ist Baselland tendenziell attraktiver.

Das meistverbreitete Familienmodell in der Schweiz ist heute der Haushalt mit zwei verdienenden Personen. Der Mann arbeitet Vollzeit, die Frau Teilzeit. Das durchschnittliche Einkommen liegt bei einem solchen Haushalt (Verteilung 100 Prozent, 30 Prozent) bei etwas über 100 000 Franken pro Jahr. Für unser Beispiel gehen wir von einem gemeinsamen Nettoeinkommen von 100 000 Franken aus.

Im Beispiel zahlt die Modellfamilie in Basel-Stadt unter dem Strich 2119 Franken weniger als in Allschwil, obwohl Steuer-

belastung und Krankenkassenprämien höher sind. Die Stadt subventioniert die Kinderbetreuung stärker als das Land, ausserdem liegen die Mieten in Baselland etwas höher als in der Stadt.

Anhand des konkreten Beispiels lässt sich sagen, dass Mittelstandsfamilien in der Stadt günstiger leben, sofern sie Betreuungsangebote wahrnehmen. Wer hingegen ein traditionelles Familienmodell lebt – Mann in Erwerbsarbeit, Frau nicht –, lebt in Baselland im Allgemeinen günstiger.

Für Singles ist die Stadt teurer

Anders würde es aussehen, wenn man Single-Haushalte gegenüberstellen würde. Alleinstehende Personen ohne Kinder zahlen in Basel-Stadt bis zu einem Einkommen von etwa 100 000 Franken höhere Steuern als auf dem Land. Ab 100 000 kommen Singles ohne Kinder jedoch in der Stadt günstiger weg.

Die verbreitete Auffassung, das Baselbiet sei ein Steuerparadies und Basel-Stadt eine Steuerhölle, stimmt also nur bedingt. Es stimmt nur bei Personen mit einem mittleren Einkommen oder Eigenheimbesitzern. Diese Personengruppen werden in Baselland weniger belastet als in der Stadt.

Steuern

Der Steuerfuss in Allschwil liegt etwa im Baselbieter Kantonsdurchschnitt bei 58 Prozent. Für Ehepaare mit Kindern und mittlerem Einkommen werden weniger Steuerabgaben fällig als in Basel-Stadt. In Basel-Stadt kann die Modellfamilie indes höhere Arbeitskosten- (8000), Versicherungs- (4000), Kinder- (15600), Zwei-verdiener- (1000) und Sozialabzüge (35000) verrechnen: insgesamt 63600 Franken an pauschalen Abzügen.

In Baselland können weniger Abzüge geltend gemacht werden: Berufskosten- (2824), Zweiverdiener- (1000) und Versicherungsabzüge (4900) von pauschal insgesamt 8724 Franken. Das steuerbare Einkommen der Baselbieter ist letztlich also höher als das der Städter, der Steuersatz von Kanton und Gemeinden ist jedoch deutlich tiefer als in Basel-Stadt (etwa halb so hoch), was unter dem Strich zu niedrigeren Steuern in Baselland führt.

Krankenkasse

Bei gleichen Konditionen und gleicher Versicherung zahlt eine Familie in Basel-

land weniger Prämien als in der Stadt. Mit dem günstigsten Angebot, das der Vergleichsdienst Comparis aufweist, zahlt die Familie monatlich pro Erwachsenen 256 Franken und pro Kind 57 Franken. In Basel-Stadt jeweils 287 Franken für die Eltern und 63 Franken pro Kind.

Tagesschule

Das achtjährige Kind unserer baselstädtischen Modellfamilie geht in Basel-Stadt zur Schule (für einen Schulplatz in Allschwil bräuchte es eine Sonderbewilligung). In Basel bezahlen die Eltern weniger als in Allschwil für den Mittagstisch und die Nachmittagsbetreuung in einer Tagesschule. Angenommen das Kind isst fünfmal pro Woche in der Schule und wird an zwei Nachmittagen betreut, zahlen die Eltern rund 370 Franken im Monat. An der Tagesschule in Allschwil kostet dasselbe Angebot 551 Franken im Monat.

Kinderbetreuung

Davon ausgehend, dass unsere Modellfamilie ein Kind im Vorschulalter zwei volle Tage in die Kindertagesstätte schickt, bezahlt sie etwa 930 Franken pro Monat – das gilt für eine Familie in Allschwil wie in Basel-Stadt. In Basel-Stadt erhält unsere Modellfamilie bei einem Einkommen von 100 000 Franken aber einen Subventionsbeitrag von 333 Franken zurück, zahlt also 597 Franken pro Monat. Auch in Allschwil hängen die Betreuungskosten mit dem Einkommen zusammen. Ein subventionierter Betreuungsplatz kostet für die Modellfamilie 644 Franken im Monat; etwas mehr als in Basel-Stadt.

Miete

Bei den Mieten lässt sich kein exakter Vergleich ziehen, da die Mietpreise nach spezifischen Bauarten und Orten stark variieren. Der Vergleich ist deshalb mit Vorsicht zu geniessen. Fest steht, dass in Baselland die Mieten durchschnittlich etwas höher liegen als in Basel-Stadt – das ergab eine Volkszählung von 2013. Davon auszugehen ist zudem, dass in stadtnahen Gemeinden in Baselland die Mieten noch etwas höher liegen als in der Stadt.

Laut Volkszählung liegen die Mieten in Baselland im Schnitt höher als in Basel-Stadt.

Laut Mietzinsraster liegt der durchschnittliche Quadratmeterpreis für das Bachlettenquartier – zu dem die Steinbühlallee gehört – bei 17 Franken im Monat. Für eine 4-Zimmerwohnung mit 110 Quadratmetern beträgt die Miete also etwa 1870 Franken. In Allschwil dürften die Mieten etwas höher liegen – in unserem Beispiel bei zirka 1950 Franken im Monat.

tageswoche.ch/+1gfi0

×

Die jährlichen Ausgaben unserer Modellfamilien mit zwei Kindern:

Ausgaben	Allschwil / BL	Basel-Stadt
Steuern	7303	8099
Krankenkasse	7608	8388
Tagesschule	6611	4440
Kindertagesstätte	7728	7164
Miete	ca. 23400	ca. 22440
Total	CHF 52650	CHF 50531

78 minderjährige Asylsuchende wohnen derzeit im Kanton Baselland. Zwei von ihnen leben in Reinach bei Familie Nichele. Ein Einblick in eine aussergewöhnliche Situation.

«Nein, wir machen nichts Besonderes»

«Wir tasten uns heran.» Viel wissen Noëmi und Thomas Nichele noch nicht über Sara.

FOTO: BENJAMIN SCHMID



von Benjamin Schmid

Die Antwort kommt sofort: «Nein, wir machen nichts Besonderes.» Noëmi (53) und Thomas (55) Nichele sitzen in ihrem Esszimmer, zwischen ihnen sitzt Sara. Kerzen und ein Laptop stehen auf dem grossen Holztisch, das Haus macht einen warmen und sehr aufgeräumten Eindruck.

Sara ist 16 Jahre alt und lebt seit drei Monaten bei Familie Nichele. Nach «einem Jahr auf Adrenalin», wie es Noëmi Nichele ausdrückt, wirkt sie heute ruhig, ja zufrieden. Sara spricht kaum Deutsch, kein Englisch. Sie kommt aus Eritrea. Sie war auf der Flucht. Alleine.

«Nein, wir machen nichts Besonderes. Was können wir denn dafür, dass wir auf der glücklicheren Seite auf die Welt gekommen sind?», fragt Noëmi Nichele, ohne eine Antwort zu erwarten. Sie arbeitet im Teilzeit-Pensum als Kindergärtnerin und ihr Mann Thomas im eigenen Gartenbau-Unternehmen. Schon seit über acht Jahren nehmen sie Pflegekinder bei sich auf. Sie sind eine qualifizierte Fachpflegefamilie. Nun haben sie sich entschieden, UMA aufzunehmen, unbegleitete minderjährige Asylsuchende, «ein unschönes Wort», wie Noëmi findet. Es ist der offizielle Fachausdruck für diese Kinder.

Damit gehört die Reinacher Familie zu einer der aktuell elf Familien im Baselbiet, die jungen Flüchtlingen eine neue Heimat bieten. Am Donnerstag vor einer Woche holte Thomas Nichele ein zweites Kind ab, zugeteilt von der Koordinationsstelle für Asylbewerber in Liestal. Lava, 15, aus Syrien. Mehr wussten die Nicheles im Vorfeld nicht. Lavas Zimmer aber, das ist bereit.

Der einzige Unterschied zur Aufnahme von Schweizer Pflegekindern sei die Sprache. Vor allem am Anfang verständigt man sich oft nur mit Händen und Füssen. Für alle anderen Probleme gelte es, das Herz zu öffnen, wie Thomas Nichele sagt. Er glaubt: «Mit Worten deckt man Dinge oft nur zu.»

Keine passende Schublade

Während er zumindest einen gewissen Respekt vor der neuen Aufgabe hat und sich die Frage stellt, ob ihre Betreuung genüge, kennt seine Frau keine Ängste: «Von offenen Fragen lassen wir uns nicht leiten, unser Antrieb ist die Menschlichkeit. Und wir könnten noch viel mehr tun.»

So überzeugt das Reinacher Ehepaar von seinem Engagement ist, so schwer fällt es den beiden, die Reaktionen von aussen zurückzuweisen. «Nein, wir sind keine Gutmenschen», wehrt sich Thomas Nichele vehement, «auch ich habe meine Ecken und Kanten.»

Was treibt die beiden an? Die finanzielle Entschädigung des Kantons an Fachpflegefamilien? Ein besonders christlicher Hintergrund? Die Nicheles verneinen. «Wir wollen nicht auf einen bestimmten Grund reduziert werden», sagt Noëmi Nichele, «auch wir wären doch froh, wenn unsere Kinder von einer Familie aufgenommen

würden, müssten sie aus ihrer Heimat flüchten.» Noëmi und Thomas Nichele haben selbst fünf Kinder. Das jüngste haben sie als Dreijährige aus Haiti adoptiert, heute ist das Mädchen elf Jahre alt. Am Samstag zügelt Lona, das zweitjüngste Kind, in eine eigene Wohnung in Basel. Die restlichen drei Kinder sind zwischen 21 und 31 Jahre alt und längst ausgeflogen.

Traum vom Kinderheim

Platz ist also vorhanden. Die Nicheles wollen trotzdem ausbauen. «Ich träume von einem eigenen Kinderheim», sagt Noëmi Nichele. Ihr Mann erkennt seine eigene Vision zum Teil im Lied «Ich habe einen Traum» von Konstantin Wecker, wonach wir «uns gemeinsam die Not» teilen. Doch auch darauf will er nicht reduziert werden. «Es spricht einfach viel an, was mir entspricht», sagt er.

Viel weiss das Paar noch nicht über Saras Vergangenheit. Ein Jahr war sie auf der Flucht, zwischenzeitlich sass sie im Gefängnis. Was sie unterwegs erlebt hat, woher sie genau kommt, warum sie geflüchtet ist, wer zu ihrer Familie gehört – all das bleibt im Dunkeln. «Wir tasten uns heran», sagt Thomas Nichele, «seit gestern weiss ich, dass sie zwei Tage auf einem überfüllten Boot unterwegs war.»

Sara hat es ihm mit den Händen erklärt, als sie gemeinsam Bilder von Flüchtlings-

booten angeschaut haben. Wird es ihr zu viel, blockt Sara ab. Wie beim Besuch eines Open-Air-Kinos, als sie noch vor Filmbeginn genug hatte und nach Hause wollte. Den Grund dafür kennen die Nicheles bis heute nicht genau. «Es hat ihr offenbar einfach nicht gefallen.»

Sowieso benötige Sara kein Unterhaltungsprogramm. «Das Wichtigste, was sie braucht, sind Ruhe, Zuneigung und Zeit», sind die beiden überzeugt. Zeit, um das Ganze zu verarbeiten. Zeit, um anzukommen. Zeit, sich zu erholen. Zeit, welche die Nicheles Sara unbedingt geben wollen.

Als Asylsuchende wartet sie nun auf den Bescheid des Bundes, ob sie in der Schweiz Asyl erhält oder nicht. Diese Wochen der Ungewissheit nutzt sie dazu, Deutsch zu lernen. Anfänglich in den obligatorischen Kursen des Kantons, nun steht ein Aufnahmegespräch an für eine Integrations- und Berufswahl-Klasse im Basler Zentrum für Brückenangebote.

Und was ist, wenn der Asyl-Entscheid negativ ausfällt? «Das wäre unglaublich hart», sagt Thomas Nichele. Gleichzeitig räumt er ein, dass er sich mit dieser Möglichkeit nicht gross beschäftige. «Es mag blauäugig sein, aber unsere Aufgabe ist es in erster Linie, Sara ankommen zu lassen.» Fällt der Entscheid positiv aus, «ist Sara so lange bei uns willkommen, wie sie will».

tageswoche.ch/+6tgnd

×

ANZEIGE

terre des hommes schweiz setzt sich seit über 50 Jahren gemeinsam mit nationalen und internationalen PartnerInnen für eine gerechtere Welt ein und arbeitet mit Jugendlichen in Afrika, Lateinamerika und der Schweiz zusammen.

Wir suchen per 1. April 2016 oder nach Vereinbarung eine/n

LeiterIn Kommunikation und Mittelbeschaffung und Mitglied der Geschäftsleitung 60 – 80%

- Gesamtverantwortung für die Kommunikations- und Fundraisingstrategien und die Planung und Umsetzung der Ziele
- Verantwortung für Budgetplanung und -monitoring des Bereichs
- Personalverantwortung für die MitarbeiterInnen des Bereichs
- Vertretung des Bereichs in der Geschäftsleitung, externen Fachgremien und in der Öffentlichkeit

Sie verfügen über einen Hochschul- oder Fachhochschulabschluss im Bereich Kommunikation und/oder Marketing/Betriebswirtschaft oder über eine vergleichbare Ausbildung sowie mehrjährige Berufserfahrung in der Mittelbeschaffung, vorzugsweise im institutionellen Bereich. Sie haben Führungserfahrung, sind eine integrative Persönlichkeit und können ein Team motivierend leiten. Non-Profit-Organisationen sowie die Themen der Entwicklungszusammenarbeit und -politik sind Ihnen vertraut. Stilsicheres Deutsch sowie sehr gute Französisch- und Englischkenntnisse in Wort und Schrift werden vorausgesetzt.

Wir bieten 40-Stunden-Woche, flexible Arbeitszeiten, ein Arbeitsumfeld in einer profilierten Organisation sowie ein Team mit grossem Fachwissen, angemessene Entlohnung und gute Sozialleistungen. Ihr Arbeitsort ist Basel.

Bitte richten Sie Ihre elektronische Bewerbung bis 6. Dezember 2015 an:

info@terredeshommes.ch. Für weitere Fragen wenden Sie sich an Frau Franziska Lauper, Tel. 061 338 91 47. Die Bewerbungsgespräche finden voraussichtlich am 11., 14. und 18. Dezember 2015 in Basel statt. www.terredeshommesschweiz.ch

**terre
des hommes
schweiz** Perspektiven für Jugendliche

Der Soziologe Ueli Mäder forscht an der Uni Basel über Macht, Reichtum und Armut – vor allem, indem er den Menschen zuhört. Nun erscheint sein Buch «macht.ch».

«Ungleichheit unterläuft die Demokratie»

von Samuel Schläfli

Normalerweise ist es Ueli Mäder, der die Fragen stellt. Seit Jahren führt der Professor in seinem kleinen, bescheidenen Arbeitszimmer am Seminar für Soziologie der Uni Basel wöchentlich zwei bis drei Interviews. «Das ist für mich ein wenig wie ein Buch lesen», sagt er.

Über 200 Interviews haben er und seine Mitarbeiter in den vergangenen Jahren für das 512-seitige Werk «macht.ch» geführt. Armutsbetroffene, Milliardärinnen, Parlamentarier, Gewerkschafter, Industrielle, Managerinnen und Verzweifelte gehen am Petersgraben 27 ein und aus. Erst letzte Woche begrüsst Mäder einen leitenden Mitarbeiter eines grossen Versicherungskonzerns zum Gespräch. «Wenn der mir

dann erzählt, dass das «Management by Kumpane» in seinem Unternehmen dermassen ausgeprägt sei, dass ihm dies zunehmend Sorgen bereite, dann finde ich das sehr interessant.»

Es sind solche Erzählungen und Beobachtungen, kombiniert mit den grossen Gesellschaftstheorien, mit denen Mäder sich ein Stück Schweizer Realität erschliesst. Dafür geht er auf Tuchfühlung mit der Gesellschaft im Sinne einer verstehenden Soziologie, wie sie Max Weber – einer der Begründer der Disziplin – einst beschrieben hatte.

Objektivität ist für Mäder zwar eine Orientierung, aber auch ein trügerisches Ideal. Seine eigene Haltung legt er schonungslos offen: Es ist diejenige eines Alt-68ers, der

den damaligen Idealen von Frieden, internationaler Kooperation, sozialem Ausgleich und Solidarität mit den Schwächsten treu geblieben ist.

Herr Mäder, Ihr neues Buch beginnt mit der Erkenntnis, dass Ende 2014 die 300 reichsten Schweizer und Schweizerinnen 589 Milliarden Franken besaßen, siebenmal mehr als noch 1989. Welche Erklärung haben Sie für diesen enormen Zuwachs von Reichtum in den Händen weniger?

«Wer hat, dem wird gegeben» – es wirken heute viele Mechanismen, die in diese Richtung spielen. Seit dem eigentlich erfreulichen Fall der Berliner Mauer 1989 erleben wir eine starke Kapitalexpansion. Seither fliessen Gelder stärker in jene

Ueli Mäder (*1951) ist Professor für Soziologie an der Universität Basel und der Hochschule für Soziale Arbeit. Seine Arbeitsschwerpunkte sind soziale Ungleichheit und Konfliktforschung. Insbesondere mit seinen Reichtums- und Armutsstudien hat er sich einen Namen gemacht.



Bereiche, in welchen sie sich optimal vermehren. Das führte global – und dabei ist auch viel Schweizer Kapital im Spiel – zu einer enormen Kapitalsteigerung. Die Wirtschaft hat zugelegt, ohne dass die Politik damit Schritt halten konnte. Damit einher ging ein Paradigmenwechsel: Früher dominierte ein politisch-liberales Verständnis, das von einer Ausgewogenheit zwischen Geld und Arbeit ausging. Das wurde aufgebrochen zugunsten eines finanzliberalen Verständnisses, das Geld stärker bewertet als die Arbeit.

Mit welchen Folgen?

In einem politisch-liberalen Verständnis sollten vor allem diejenigen von zusätzlichen Gewinnen profitieren, die am meisten darauf angewiesen sind. Doch heute wachsen die Einkommen umso stärker, je höher sie sind und je mehr Vermögen jemand hat. Das entspricht einem finanzliberalen Verständnis. Es stützt einseitige Formen von Bereicherung und brachte in Bezug auf soziale Ungleichheiten eine neue Bewertung mit ein: Die enormen Unterschiede im Vermögensbereich werden kaum mehr skandalisiert, sondern legitimiert. Wir sehen heute so etwas wie eine hegemoniale Überlagerung durch das finanzliberale Wirtschaftssystem in fast allen gesellschaftlichen Bereichen – in der Wirtschaft, der Politik und in den Medien.

Und das missfällt Ihnen.

Ich halte es für fatal, denn es dominiert die Optik derjenigen, die stark von diesem System profitieren. Das finanzliberale Verständnis widerspricht zudem einer christlichen Sozialethik.

Wie meinen Sie das?

In den päpstlichen Enzykliken von 1891 und 1951 ging man noch von einer Ausgewogenheit zwischen Kapital und Arbeit aus. 1983 schrieb der Jesuitenpater Oswald von Nell-Breuning sogar ein Buch mit dem Titel «Arbeit vor Kapital». Doch wenn man heute Exponenten der CVP darauf anspricht, wissen sie meist nichts davon. Dieses Verständnis für Ausgewogenheit ging verloren. Es herrscht die Illusion vor, der Markt bestimme den Wert der Arbeit. Zudem stelle ich eine Vereinnahmung durch ein enges Nützlichkeitsdenken fest: Gut ist, was Rendite bringt, und weniger, was den Menschen Freude macht.

Sie haben die Gesellschaft vor allem auf verschiedene Machtzentren hin analysiert. Wo fand in den letzten Jahren der grösste Machtzuwachs statt?

Einen Machtzuwachs sehen wir vor allem in den vom Kapital getriebenen Bereichen, insbesondere bei globalisierten Wirtschaftsunternehmen. Sie treten heute auch politisch stärker auf und reüssieren meist, wenn es um Preise, Steuern oder politisches Agendasetting geht. Oft heisst es, Wirtschaftsverbände wie Economiesuisse hätten deshalb an Macht verloren. Doch ich bin da nicht so sicher, denn da laufen nach wie vor viele Fäden zusammen.

In politischen Diskussionen wird die Schweiz oft als «Leistungsgesellschaft»

gepriesen, als eine Nation von «Champfarn». Wie stark hängt Reichtum tatsächlich von Arbeit ab?

Mindestens die Hälfte der Vermögenszuwächse der 300 Reichsten in der Schweiz sind vererbter Reichtum, sie wurden also nicht von den Begünstigten selbst produktiv erwirtschaftet. Das widerspricht der Auffassung einer Leistungsgesellschaft. Wir beobachten heute, dass sich vor allem Machteliten reproduzieren. Natürlich gibt es auch Leute, die durch Fleiss und viel Arbeit selbständig höhere Positionen erlangen. Aber oft reproduzieren sich die Vorteile, in die man hineingeboren wurde.

In Wirtschaft und Politik wird heute gerne auch wieder modernisierungstheoretisch argumentiert: Von wirtschaftlichen Impulsen und Reichtum würden am Ende alle profitieren, heisst es. Lässt sich dieser Durchsickerungseffekt nachweisen?

Nur beschränkt. Die Kluft im Vermögensbereich hat eklatant zugenommen. Dazu zitiere ich gerne den Global Wealth Report der Credit Suisse von 2010: Ein Prozent der Schweizer Bevölkerung besitzt 58 Prozent der steuerbaren Nettovermögen. Ein Prozent besitzt also mehr, als die restlichen 99 Prozent. Das treibt eine Gesellschaft auseinander.

«Das Wachstum unserer kleinen Schweiz basiert auf Ungerechtigkeit, andere zahlen einen hohen Preis für unseren Reichtum.»

Auch wenn diese Ungleichheit eklatant ist: Ist nicht die Frage am Ende wichtiger, ob auch die Vermögen bei Menschen mit geringem Einkommen gewachsen sind?

Es gibt in der Schweiz einen grossen Anteil Menschen, die ein steuerbares Nettovermögen von null haben. Die untersten zehn Prozent der Einkommen mussten seit den 90er-Jahren teilweise zurückbuchstabieren. Wir sehen immer nur die steigende Kurve der nominellen Einkommen im Durchschnitt. Aber das ist trügerisch. Wenn man die Löhne und die Transfer-einkommen nimmt und davon alle Ausgaben für Miete, Gesundheit, Versicherungen und Steuern abzieht, merkt man rasch, dass grosse Teile der unteren Einkommen eben kaum zugelegt haben. Dabei sollten am stärksten diejenigen zulegen, die am meisten darauf angewiesen sind. Doch bei uns legen die höchsten Löhne am meisten zu. Da zeigt sich der Umschwung von einem politischen zu einem Kapital-getriebenen Liberalismus.

Der amerikanische Sozialgeograf David Harvey behauptet, dass wir heute bereits in einer Plutokratie leben,

in einer Gesellschaft der drastischen finanziellen Ungleichheiten, an der nur noch teilhaben kann, wer über ein gewisses Kapital verfügt. Stimmen Sie dem zu?

Solche Begriffe sind oft etwas unscharf, aber in der Tendenz trifft das leider zu. Die Ungleichheit unterläuft heute demokratische Prozesse. Wir sehen viele Anzeichen für oligarchische Strukturen, besonders in der globalisierten Wirtschaft. Früher lebten wir in einer Demokratie ohne Frauenstimmrecht; heute in einer, die vor den Pforten der Wirtschaft haltmacht. Was ist das für eine Demokratie?

Wenn ich Sie richtig verstehe, dann ist Demokratie Ihrem Verständnis nach nicht mit dem Kapitalismus, also der derzeitigen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, vereinbar.

Der Kapitalismus bringt für uns viele Annehmlichkeiten, aber die globalen Widersprüche sind eklatant. Die Preise für aus der Schweiz exportierte Güter sind kontinuierlich angestiegen, während die Preise der Primärgüter und Rohstoffe, von denen unsere Industrie abhängig ist, tendenziell abgenommen haben. Ich erachte den Kapitalismus als ein System, das Reichtum stark auf Kosten anderer generiert. Die Kosten im Umweltbereich, aber auch im Sozialen, sind augenfällig. Das Wachstum unserer kleinen Schweiz basiert auf viel Ungerechtigkeit, da zahlen andere für unseren Reichtum einen hohen Preis.

Sie stellen also das vorherrschende System gesamthaft in Frage?

Die Systemfrage – auch wenn wir sie nach 1968 etwas strapaziert haben – ist wichtig. Unserem System fehlt ein kategorischer Imperativ, also ein Verständnis dafür, unser Leben so zu gestalten, dass alle anderen unseren Lebensstil nachahmen könnten. Denn unser Lebensstil ist so nicht weltweit praktikierbar! Deshalb bin ich überzeugt, dass auch dieses eigennützige System irgendwann einmal überwunden werden muss. Ich hoffe, dass dies möglichst friedlich passiert und zu etwas führt, das demokratischer und sozialer ist. Wenn sich die soziale Brisanz weiter verschärft, ist das gefährlich.

Sehen Sie bereits Anzeichen dafür?

Unser einseitiges Wachstum verursacht Armut – auch weltweit. Und Armut führt zu einer Zunahme von Spannungen und unfreiwilliger Migration! Die Schweiz hat vom kolonial expansionistischen Kurs Europas stark profitiert und viel Reichtum absorbiert. Dass dies irgendwann auf einen zurückfallen muss, liegt auf der Hand. Doch solche Themen werden auch jetzt in der aktuellen Flüchtlings- und Terroris-musdebatte tabuisiert.

Aber kriegsrische Konflikte und die Anzahl Kriegstoten haben historisch gesehen kontinuierlich abgenommen. Ist das kein zivilisatorischer Erfolg?

Doch. Trotzdem gibt es viele neue Konflikte. Nehmen Sie die Anschläge in Paris; sie sind Anzeichen für sehr explosive Veränderungen. Nach 1989 gingen die Rüs-

tungsausgaben zurück, das schien sehr vielversprechend. Doch heute nehmen sie wieder kontinuierlich zu – da lauert ein enormes Zerstörungspotenzial. Genauso beim Kampf um Wasser und andere Ressourcen. Ich hoffe sehr, dass die Menschen lernfähig sind und Konflikte in Zukunft möglichst politisch und zivil bewältigen.

Welche Auswirkungen haben zunehmende Ungleichheiten auf die Solidarität in einer Gesellschaft?

Obwohl der gesamtgesellschaftliche Reichtum gestiegen ist, hat die Bereitschaft abgenommen, auch Geld für Sozialwerke zur Verfügung zu stellen. Im Bericht 2014 des Bundesamtes für Sozialversicherung werden die Ausgaben aller Sozialversicherungen ausgewiesen. Sie steigen zwar absolut, aber setzt man sie in Beziehung zum gesamtgesellschaftlichen Reichtum, sieht man, dass der Anteil tendenziell gesunken ist. Doch kaum jemand merkt das. Das hat mit der hegemonialen Ökonomisierung zu tun, die zum Mainstream geworden ist.

Wo erleben Sie diesen «Mainstream» sonst noch?

Ein aktuelles Beispiel: Radio SRF hat mich kürzlich für ein längeres Interview zu unserer neuen Studie angefragt. Da habe ich gerne zugesagt. Soeben erhielt ich eine E-Mail, in der mir der Redaktor mitteilte, sie würden noch jemanden von Avenir Suisse (Anm. d. Red.: «Thinktank» der Schweizer Wirtschaft) hinzunehmen; quasi zur Ausgeglichenheit.

«Köppel schickte einen Brief an den Präsidenten des Universitätsrates, weil wir die Finanzierung der «Weltwoche» offenlegen wollten.»

Werden Sie denn nicht auch manchmal als Gegenpartei eingeladen?

Ich diskutiere gerne und viel, auch mit Vertretern von Avenir Suisse. Doch wenn Avenir Suisse eine neue Studie präsentiert, dann fragt SRF weder mich noch die Universität zugunsten der Ausgewogenheit für einen Kommentar an. Dabei produziert und verbreitet die grösste Denkfabrik der Wirtschaft mit ihren durchaus interessanten Studien eine einseitig marktliberale Ideologie. Wir haben das inhaltsanalytisch untersucht: Wenn Avenir Suisse einen Bericht vorstellt, informieren die Medien ausgiebig und exklusiv darüber. Zudem gibt es heute im Fernsehen sehr viele Diskussionssendungen, zu denen Vertreter von Avenir Suisse eingeladen werden. Darüber verschaffen sich anscheinend auch die öffentlich-rechtlichen Sendefässer eine erhöhte Legitimation.

Spüren Sie den Druck dieser vorherrschenden Ideologie auch in Ihrer eigenen Arbeit als Soziologe?

Ich bin in einer privilegierten Position und kritische Distanz auf alle Seiten ist mir sehr wichtig. Aber natürlich kommt es zu Druckversuchen. Zum Beispiel wenn Roger Köppel einen eingeschriebenen Brief an den Präsidenten des Universitätsrates schickt, an den Rektor und an mich, mit Kopie an Herrn Blocher, und mir darin rechtliche Schritte androht, weil wir versuchten, die Finanzierung der «Weltwoche» offenzulegen. Auch Exponenten von Stiftungen beschwerten sich schon bei der Universität, nachdem wir aufzeigten, wie sich einzelne von ihnen bereichern und Geld am Fiskus vorbeiführen. Oder kürzlich beteiligten wir uns mit dem Seminar an einer kritischen Diskussionsveranstaltung zu Syngenta, die in Baselland zu einer dringlichen Interpellation von FDP-Landrat Christoph Buser geführt hat. Mich hat jedoch gefreut, wie sowohl das Rektorat als auch der Regierungsrat das der Interpellation zugrunde liegende Verständnis von Demokratie hinterfragt haben.

Bekennender Dauer-«Chrapfer»

Nach dem beinahe zweistündigen Interview springt Ueli Mäder nicht gleich auf und davon. Er diskutiert weiter, fragt nach Befindlichkeiten, interessiert sich

für die Ansichten des Fotografen zum bedingungslosen Grundeinkommen. Wahrscheinlich würde er nun am liebsten seinerseits das Aufnahmegerät zücken.

«macht.ch» wird Mäders letztes grosses Buch sein; im Sommer 2016 wird er emeritiert. Der bekennende Dauer-«Chrapfer» will sich erst einmal zurückziehen. Seine Funktionen bei Greenpeace, Swisspeace und anderen Organisationen wird er aufgeben; neue Anfragen für Präsidien und Beiräte lehnt er ab. «Für mindestens ein halbes Jahr will ich mich für nichts verpflichten und schauen, was das mit mir macht.» Darauf freute er sich, sagt er. «Was ich jetzt tue, das mache ich sehr gerne. Aber langsam habe ich das Gefühl, es reicht.»

tageswoche.ch/+2xqk

x

Der Autor hat selbst mit Recherchen zur Masseneinwanderungs-Initiative zum Buch «macht.ch» beigetragen.

Buch-Vernissage:

Dienstag, 24. 11., 19.00 Uhr im Basler Literaturhaus (Barfüssergasse 3).

Öffentliche Buch-Vorstellung:

Mittwoch, 25. 11., 12.15 Uhr an der Uni Basel, Hörsaal 102 (Petersplatz 1).

ANZEIGE

BURGHOF

IM DEZEMBER 2015

STIMMEN IM ADVENT

IMMER 17.30 UHR
IN DER STADTKIRCHE LÖRRACH

SO 06.12.

TRIO MÆDIÆVAL &
CHRISTIAN HELLER AQUILONIS

SO 13.12.

MÄNNERSTIMMEN BASEL &
DORIS WOLTERS PILAGRIM

SO 20.12.

WHITE RAVEN & PETER SCHRÖDER

MI 02.12. | 20 UHR

HANS LIBERG ATTACCA

DO 03.12. | 20 UHR

KLAUS HOFFMANN SEHNSUCHT

FR 04.12. | 20 UHR

MOSKAUER KATHEDRALCHOR
RUSSISCHE WEIHNACHT

SA 05.12. | 20 UHR

GERD DUDENHÖFFER
VITA. CHRONIK EINES STILLSTANDES

DO 10.12. | 20 UHR

MR & MRS DREAM
VON MARIE-CLAUDE PIETRAGALLA
UND JULIEN DEROUAULT

FR 11.12. | 20 UHR

HERRN STUMPFES
ZIEH & ZUPF KAPELLE
WELTTOUR 2015

SO 13.12. | 15 UHR

DAS RUSSISCHE NATIONALBALLETT
DORNRÖSCHEN mit Märchenerzählerin

SO 13.12. | 20 UHR

DAS RUSSISCHE NATIONALBALLETT
SCHWANENSEE

DI 15.12. | 20 UHR

THORSTEN HAVENER LIVE!
DER KÖRPERSPRACHE CODE

DO 17.12. | 20 UHR

MATHIAS RICHLING
RICHLING SPIELT RICHLING

MO 21.12. | 20 UHR & DI 22.12. | 18 UHR

MUMMENSCHANZ
VIRTUOSEN DER STILLE

MI 23.12. | 20 UHR | BURGHOFSLAM

FROHE REIMNACHTEN I
DAS POETRY SLAM

MI 30.12. | 20 UHR & DO 31.12. | 18 UHR

GANDINI JUGGLING
4X4 FLÜCHTIGE STRUKTUREN
TANZ | JONGLAGE | THEATER

Tickets: +49 (0) 76 21-940 89-11/12

www.burghof.com

VVK + Abo: Kartenhaus im Burghof Mo-Fr 9-17 Uhr,
Sa 9-14 Uhr und an den bekannten Vorverkaufsstellen

VVK Schweiz: BaZ am Aeschenplatz, Infothek Riehen, Kulturhaus Bider & Tanner
mit Musik Wyler, Stadtcasino Basel, Tourist-Information Rheinfelden

NaturEnergie
von Energiegenoss

Sparkasse
Lörrach-Rheinfelden

reservix
dein ticketportal
Burghof Lörrach

Kaserne Basel

Der Umbau wird noch teurer

von Karen N. Gerig

Gut Ding will Weile haben, heisst es. Mit dem Sprichwort begann auch Regierungspräsident Guy Morin am Mittwoch die Medienkonferenz zum Stand in Sachen Kasernenumbau. Zwei Jahre ist es her, seit man die Gewinner des Wettbewerbs bekannt gab – das Architekturbüro Fockety del Rio Studio. Noch mindestens weitere vier Jahre dauert es, bis die ersten Mieter den umgebauten Hauptbau der Kaserne beziehen können.

Ab Januar 2020 soll es so weit sein, hofft Morin. Vorher gibt es noch viel zu erledigen. Zunächst gilt es, dem Grossen Rat die Gesamtkosten schmackhaft zu machen. Diese sind von einst geschätzten 30 auf inzwischen 45 Millionen Franken gestiegen. Verantwortlich ist dafür unter anderem die Erdbebensicherung – aber nicht nur.

In der aktuellen Regierungsvorlage enthalten sind: 39,9 Millionen Franken für die Sanierung des Hauptbaus und den Umbau inklusive Durchbruch des Zwischentraktes, 1,25 Millionen für Einrichtungen und Mobiliar und neu auch 3 Millionen für Baustelleneinrichtung, Baulogistik und Schutzmassnahmen, damit das Basel Tattoo und die Herbstmesse auch während der Bauzeit auf dem Kasernenplatz stattfinden können.

Ebenfalls in der Vorlage enthalten sind 295 000 Franken für jährliche «Betriebs- und Folgekosten für das Gebäude». Diese erwirtschaftet der Betrieb jedoch selbst, so Morin – etwa durch die Mietzinse, die im Durchschnitt 170 Franken pro Quadratmeter und Jahr betragen sollen.

Neben den Kosten hat sich auch das Projekt an sich verändert. Neu soll es über dem geplanten Herzstück des Hauptbaus (die «Plaza», die das Rheinufer mit dem Kasernenplatz verbindet) eine Aula geben. Diese ersetzt den angedachten Veranstaltungsort im Dachstock. Darüber angesiedelt wird eine Probephase. Links und rechts davon entstehen Kreativ- und Kulturräume, für die man per Ausschreibung nach geeigneten Mietern sucht, sobald der Grosse Rat über den Kredit befunden hat – also frühestens ab Sommer 2016.

Ein Nutzer steht jedoch bereits fest: Die Moschee wird sich vom Rhein aus gesehen im linken Anbau einmieten können, und zwar zu einem marktüblichen Zins, wie Morin betonte. Dass bisherige Nutzer wie die Kaserne Basel, das Junge Theater oder auch der Rhein Club Basel weiter auf dem Areal bleiben können, ist ebenfalls klar, wenn auch noch nicht, wo genau.

Abgerundet wird die Palette von gastronomischen Angeboten: Ein Café beziehungsweise eine Buvette sowie ein Restaurant mit «gehobenerer Küche» sollen sowohl vom Rheinufer her wie vom Kasernenplatz erreichbar sein und dort auch ihre Tische und Stühle aufstellen können. Im südlichen Turm wird zusätzlich die «Skybar» eingerichtet, Terrasse inklusive.

Nicht vorgesehen sei für das Management des Areals eine «Intendanz». Das heisst, dass die Auswahl der Nutzer durch das Präsidialdepartement vorgenommen wird, auf der Grundlage eines verbindlichen Kriterienkatalogs. Dieser schreibt unter anderem einen «kulturellen Mehrwert für die Stadt Basel» vor, «Quartierverträglichkeit» oder die «Bevorzugung junger und neuartiger Angebote». Längerfristige Nutzungen – zum Beispiel jene im Bereich der Gastronomie – werden durch ein Fachgremium vergeben.

Mitwirkung und konkrete Planung

Für die konkretere Planung, die jetzt folgt, will man Gespräche mit verschiedenen Exponenten führen, von bestehenden Nutzern über das Stadtsekretariat und Veranstalter bis zur Interessengemeinschaft «Pro Kasernenareal».

Letztere zeigen sich zunächst zufrieden. Endlich gehe es vorwärts, und man hoffe auf ein «kräftiges Ja des Grossen Rates». Etwas «irritierend» seien die verhältnismässig hohen Kosten für die Aufrechterhaltung von Grossanlässen während der Bauzeit, schreibt Pro Kasernenareal: «Auch die permanenten Arealnutzer werden durch die Bauarbeiten in ihren Aktivitäten eingeschränkt werden. Zudem besteht die Gefahr, dass das Areal während der langen Bauzeit zur «düsteren Zone» wird. Pro Kasernenareal bittet den Kanton für die Periode der Bauarbeiten um sorgfältige Begleitmassnahmen, um negative Entwicklungen auf dem Areal zu verhindern.»

tageswoche.ch/+9bcm6

x

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.



Anton Lauber hat neue Ideen, um die Finanzen aufzubessern.

FOTO: H.-J. WALTER

80-Millionen-Deal BS-Finanzhilfe verbessert Budget in BL

von Jeremias Schulthess

Das Baselbieter Budgetdefizit soll für 2016 noch 40,2 Millionen statt der vorher veranschlagten 60,5 Millionen Franken betragen, das gab die Baselbieter Regierung am Mittwoch in einer Medienmitteilung bekannt. Das verbesserte Budget ist vor allem auf die baselstädtische Finanzhilfe zurückzuführen, die eine Unterstützung von 80 Millionen Franken innerhalb von vier Jahren vorsieht.

Die 20 Millionen Franken, die pro Jahr an Baselland fließen sollen, machten «den Löwenanteil an der Budgetverbesserung» aus, schreibt die Baselbieter Regierung. Die Gelder fließen allerdings nur, «sofern die ausgehandelten Gegenleistungen zustande kommen», ruft die Exekutive in Erinnerung.

Nein zu den meisten Budgetanträgen

Von den 28 im Baselbieter Landrat eingereichten Budgetanträgen lehnt die Regierung 26 ab – das seien praktisch alle Anträge «mit Kostenfolge».

Folgenden Anträgen stimmte die Regierung zu:

- Antrag betreffend den Wechsel des Parlaments zu papierlosem Betrieb; mittelfristig soll dies Einsparungen bringen, vorerst brauche es dazu aber 40 000 Franken mehr für die Landeskanzlei.

• Vorschlag betreffend die Nutzungsgebühren der Kantonsbibliothek: Auf eine Gebührenerhöhung mit geplanten 400 000 Franken Mehreinnahmen soll verzichtet werden. Stattdessen soll mit Ersatzmassnahmen der Aufwand um 335 000 Franken reduziert werden. Ab 2017 würden Einsparungen von 400 000 Franken angestrebt.

Daneben beantragt die Regierung folgende Änderungen des Budgets:

- Streichung des Projektierungskredits von 1,5 Millionen Franken für die Entwicklungsplanung Leimental-Birsek-Allschwil (Elba); die Vorlage wurde am 8. November von der Stimmbevölkerung abgelehnt.
- Weiterführung des Aktionsprogramms «Ernährung und Bewegung» für 2016 bis 2019; der Landrat hatte die dafür vorgesehenen 1,4 Millionen Franken halbiert.
- Einen um 400 000 Franken geringeren Aufwand sieht die Regierung aufgrund neuer Prognosen bei den Entschädigungen an die Spitäler vor.
- Abluft-Sanierung der ARA Rhein in Pratteln: Das Budget soll einen Kostenanteil von 2,2 Millionen Franken berücksichtigen.
- Die Berufsvorbereitende Schule BVS2 soll nicht gestrichen, sondern in ein einjähriges Brückenangebot überführt werden. Laut Regierung ergibt sich dabei ein Mehraufwand von 600 000 Franken.
- Wiederaufnahme des Beitrags für «das historisch und politisch wertvolle Archiv» Archives de l'ancien Évêché de Bâle.
- 160 000 Franken mehr sollen eingestellt werden, da der Kanton infolge eines Bundesgerichtsurteils und einer Rechtsänderung in Frankreich das Einhalten der Krankenversicherungspflicht durch die Grenzgänger kontrollieren muss.

tageswoche.ch/+5r3tj

80-Millionen-Deal

BastA! und BDP wollen kein Referendum

von Yen Duong

Bei den BastA!-Mitgliedern ist der Ärger über den 80-Millionen-Deal gross. Wie gross, zeigte sich letzte Woche bei der Debatte im Grossen Rat, als Co-Präsidentin Heidi Mück sagte: «Ich empfinde nur Frust. Noch nie hat die Politik so wenig Spass gemacht wie heute.» Es sei absolut stossend, dass die Regierung jährlich 20 Millionen an Baselland zahlen, während sie im eigenen Kanton mit dem Entlastungspaket sparen wolle.

Trotzdem wird ihre Partei kein Referendum gegen die vom Grossen Rat klar abgesegnete Vereinbarung ergreifen. Dies wurde am Montagabend anlässlich einer Mitgliederversammlung beschlossen. Der Entscheid fiel gemäss Mitteilung einstimmig bei wenigen Enthaltungen.

Sparmassnahmen rückgängig machen

«Die Kritik am undemokratischen Vorgehen der beiden Regierungen ist nicht verebbt, ebenso finden es die BastA!-Mitglieder weiterhin stossend, dass nach dem Einleiten eines Entlastungspakets mit schmerzhaften Sparmassnahmen in Basel-Stadt nun so einfach 20 Millionen Franken jährlich für Basel-Landschaft zur Verfügung stehen sollen», schreibt die Partei. Am Ende habe sich aber die Erkenntnis durchgesetzt, dass ein Referendum «die soziale Gerechtigkeit» nicht fördern, sondern vor allem «grossen Schaden» anrichten würde.

Der Verzicht auf das Referendum ist laut BastA! «keinesfalls» als Zustimmung zur verfehlten Finanz- und Steuerpolitik von Basel-Landschaft zu verstehen. Die Linksaussen-Partei will nun im Grossen Rat mit Budgetpostulaten versuchen, diverse angekündigte Sparmassnahmen der Regierung rückgängig zu machen: «Da Budget und Finanzplan von Basel-Stadt für die nächsten Jahre einen Überschuss von 80 bis 120 Millionen präsentieren, ist trotz den zusätzlichen Ausgaben von 20 Millionen jährlich genügend Geld vorhanden, um auf die Sparmassnahmen des Entlastungspakets zu verzichten», ist sie überzeugt.

Von einem Referendum abgesehen hat auch die BDP, wie die Partei am Donnerstag vor den Medien bekannt gab. Der Vorstand sei nach zahlreichen Gesprächen mit der Basler Regierung zum Schluss gekommen, dass man die Universität Basel nicht mit einem Referendum gefährden wolle. Auch wolle man die Partnerschaft nicht blockieren. Die BDP werde sich aber in Zukunft dafür einsetzen, dass die Bevölkerung bei derart wichtigen Geschäften mitbestimmen könne.

tageswoche.ch/+parlx

London

Um die Beziehung zu stärken, schenkte London Indiens Premier Narendra Modi den Jubel Tausender Ausland-inder im Wembley-Stadion zum Empfang. Proteste gabs zwar auch. Der Herr in Pink hatte jedoch bloss etwas zu wild getanzt.

SUZANNE PLUNKETT/
REUTERS

**Rio de Janeiro**

Sie wollten Eisen- erz, doch dann brachen zwei Däm- me. Die Folgen davon führten Aktivisten den Minenbesitzern deutlich vor Augen: Eine Viertelmillion Menschen ist jetzt vom Trinkwasser abgeschnitten und das Ökosystem der Region ruiniert.

SERGIO MORAES/
REUTERS

**Jakarta**

Zur Regenzeit giesst es in Indonesien wie aus Kübeln. Flüsse und Kanäle treten dann jeweils über die Ufer – und damit auch der ganze Müll, den die Hauptstadt darin entsorgt.

GARRY LOTULUNG/
REUTERS



Gaza

Trübe Aussichten: Letzte Woche begingen Palästinenser den elften Todestag von Jassir Arafat. Dabei kam es an verschiedenen Orten zu Zusammenstößen mit israelischen Sicherheitskräften. Auch in den Tagen darauf wollte keine Ruhe einkehren.

MOHAMMED SALEM/
REUTERS



Manila

Die Angst geht um: Um den Apec-Gipfel vor Anschlägen zu schützen, führen die Gastgeber der philippinischen Metropole gar mit Kriegsgesetz auf. Die Gipfel-Gegner liessen sich davon jedoch nicht einschüchtern und gingen für ihre Überzeugung trotzdem auf die Strasse.

CHERYL GAGALAC/
REUTERS



Basel-Stadt und Region

Allschwil

Gisin, Walter, von Lauwil/BL, 22.06.1925–15.11.2015, Muesmattweg 33, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Moulet, Jean-Pierre, von Basel/BS und La Brillaz/FR, 03.11.1953–15.11.2015, Dürrenmattweg 55, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Montag, 23.11., 14.00 Uhr. Besammlung: Kapelle Friedhof Allschwil.

Basel

Aksoy-Celik, Fatma Süheyla, aus der Türkei, 05.07.1927–11.11.2015, Horburgstr. 54, Basel, wurde bestattet.

Brunen, Maria del Carmen, aus Spanien, 16.05.1932–10.11.2015, Falkensteinerstr. 30, Basel, wurde bestattet.

Colin, Isabelle Désirée, von Basel/BS, 30.07.1976–14.11.2015, Reinacherstr. 52, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Düssli-Fricker, Rosa, von Basel/BS, 12.06.1923–31.10.2015, Bartenheimerstr. 19, Basel, wurde bestattet.

Fankhauser-Wartenweiler, Brigitte, von Langnau im Emmental/BE, Bischofszell/TG, 02.09.1965–13.11.2015, Mörsbergerstr. 30, Basel, wurde bestattet.

Gallati, Rolf Kaspar, von Mollis/GL, 12.07.1954–13.11.2015, Luzernerring 70, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 25.11., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Göbbel, Luminita, von Deutschland, 22.12.1961–10.11.2015, Hebelstr. 95, Basel, wurde bestattet.

Godelmann-Eschbach, Albert, von Basel/BS, 23.03.1926–08.11.2015, Wintersingerweg 7, Basel, wurde bestattet.

Gyger, Marguerite, von Eriz/BE, 15.02.1928–12.11.2015, Bruderholzstr. 104, Basel, Trauerfeier: Freitag, 20.11., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Köhler-Schläfli, Käthi, von Wynigen/BE, 05.09.1925–07.11.2015, Giornicostr. 144, Basel, Trauerfeier: Freitag, 20.11., 14.00 Uhr, Tituskirche Basel.

Leuenberger-Eriksdotter, Walter, von Rohrbachgraben/BE, 14.02.1930–06.11.2015, Breisacherstr. 63, Basel, Trauerfeier: Freitag, 20.11., 14.30 Uhr, Dorfkirche Kleinhüningen.

Lienert, Antoinette Bernadette, von Basel/BS, 12.04.1971–06.11.2015, Rheinsprung 16, Basel, wurde bestattet.

Lucarella-Carrieri, Giuseppe, aus Italien, 18.01.1930–11.11.2015, Feierabendstr. 59, Basel, wurde bestattet.

Lüthi-Peter, Rosa, von Riehen/BS, 05.04.1914–03.11.2015, Feierabendstr. 1, Basel, wurde bestattet.

Mantella-Lutrario, Mario, aus Italien, 22.04.1926–15.11.2015, Rufacherstr. 16, Basel, wurde bestattet.

Nydegger-Schmid, Pia, von Basel/BS, 27.05.1939–09.11.2015, Gellertstr. 138, Basel, wurde bestattet.

Ritter-Bernasconi, Louis, von Frankreich, 05.03.1932–05.11.2015, Hiltalingerstr. 7, Basel, Trauerfeier: Freitag, 20.11., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Schratz-Gyger, Léa, von Winterthur/ZH, 10.07.1924–10.11.2015, In den Ziegelhöfen 181, Basel, wurde bestattet.

Seiler-Sacher, Rita, von Frauenfeld/TG, 20.01.1928–08.11.2015, Zürcherstr. 143, Basel, wurde bestattet.

Soldati-Frank, Sergio, von Menzonio/TI,

21.08.1927–11.11.2015, Schorenweg 30, Basel, wurde bestattet.

Stutzmann-Walti, Beatrix, von Basel/BS, Seon/AG, 10.10.1961–12.11.2015, Lehenmattstr. 308, Basel, Trauerfeier: Freitag, 20.11., 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Teuscher, Rolf, von Därstetten/BE, 07.12.1939–05.11.2015, Mülhauserstr. 35, Basel, wurde bestattet.

Trösch-Schumacher, Helena Elisabeth, von Thunstetten/BE, 02.09.1928–09.11.2015, St. Jakobs-Str. 201, Basel, wurde bestattet.

Waterkotte-Peter, Paul, von Basel/BS, 27.05.1921–10.11.2015, Thannerstr. 80, Basel, wurde bestattet.

Bettingen

Vogt-Speiser, Rosmarie, von Basel/BS, 14.04.1929–12.11.2015, Chrischonarain 135, Bettingen, Trauerfeier im engsten Kreis.

Birsfelden

Apruzzese, Antonio, aus Italien, 12.07.1942–10.11.2015, Rütthardstr. 10, Birsfelden, wurde bestattet.

Lamprecht-Wildhaber, Alice, von Flums-Dorf/SG, 10.12.1947–17.11.2015, Rütthardstrasse 4, Birsfelden, wurde bestattet.

Münchenstein

Martin-Rychen, Bertha, von Reinach/BL, 04.10.1924–09.11.2015, Pumpwerkstr. 3, Münchenstein, Abschied im engsten Familien- und Freundeskreis.

Muttenz

Rickenbacher-Aeschlimann, Paul, von Zeglingen/BL, 20.10.1931–16.11.2015, Tramstr. 83, APH Zum Park, Muttenz, Bestattung: Donnerstag, 19.11., 14.00 Uhr, Friedhof Muttenz. Trauerfeier anschliessend in der ref. Kirche St. Arbogast, Muttenz.

Pratteln

Gallidoro, Donato Vito, von Pratteln/BL, 01.05.1940–12.11.2015,

Muttenzerstr. 91, Pratteln, Abdankung: Dienstag, 17.11.2015, 14.00 Uhr auf dem Friedhof Blözen, Abdankungskapelle.

Lauener-Vogt

Alice Mina, von Pratteln/BL und Lauterbrunnen/BE, 05.11.1924–14.11.2015, Bahnhofstr. 37, c/o APH Madle, Pratteln, Trauerfeier: Freitag, 20.11., 14.00 Uhr Friedhof Blözen, Abdankungskapelle. Beisetzung im engsten Familienkreis.

Reinach

Bützer-Jäger, Manfred, von Teuffenthal/BE, 25.12.1932–16.11.2015, Hauptstr. 38, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Frefel-Thürlemann, Max, von Basel/BS und Zürich/ZH, 25.11.1919–15.11.2015, Mischelistr. 63, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Gunziger-Ferrero, Giuseppina, von Aedermannsdorf/SO, 10.03.1919–16.11.2015, Aumattstr. 79, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung: Donnerstag, 26.11., 10.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Riehen

Foraita-Vurpillot, Hans-Günter, aus Deutschland, 05.09.1935–11.11.2015, Baselstr. 18, Riehen, Trauerfeier im engsten Kreis.

Im Obersteg-Lerch, Nelly Doris, von Basel/BS, 19.04.1931–14.11.2015, Im Wenkenberg 4, Riehen, Trauerfeier im engsten Kreis.

Sissach

Iseli, Therese Ernestine, von Basel/BS, Courlevon/FR und Lurtigen/FR, 09.10.1946–12.11.2015, APH Müllimatt, Sissach, Beisetzung im engsten Familienkreis.

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen

Der im Rheinland wie in Zürich beheimatete Philosoph Friedrich Albert Lange arbeitete an einer «Theorie der demokratischen Republik».

Alles für und durch das Volk

von Andreas Gross

Für den Sozialliberalen Karl Popper (1902–1994) ist eine Theorie «ein Netz, das wir auswerfen, um die Welt (gleichsam erkenntnismässig) einzufangen – um sie zu rationalisieren und zu erklären». Theorien helfen bei der Orientierung in einer komplexen Sache oder Wirklichkeit. Sie erklären, bestimmen Wesenskerne und machen Beziehungen, Kausalitäten, Interaktionen und Folgewirkungen deutlich. Schliesslich helfen sie uns, den Wert unserer Erfahrungen und Beobachtungen zu beurteilen und die richtigen Konsequenzen daraus zu ziehen. So schrieb Popper in seiner «Logik der wissenschaftlichen Forschung» (1959): «Wir können noch so viele weisse Schwäne beobachtet haben; doch dies erlaubt nicht die Schlussfolgerung, dass alle Schwäne weiss seien.»

1870 war die Demokratie erst ein ganz junges und sehr seltenes Pflänzchen. Ausgedacht hatten sie einige schon vor Jahrhunderten. Doch erst im 18. Jahrhundert begann die «Neuen Welt» sich wirklich selbst zu regieren. Tom Paine zeigte, dass Menschen keine Herren oder Könige brauchen, um ihre Lebensumstände zu gestalten. Jean-Jacques Rousseau (1712–1778) beschrieb, dass einzig die Bürger die Quelle legitimer politischer Macht sind, und zeigte diesen, wie sie sich zur Selbstbestimmung organisieren können. Und 1789 machten die Franzosen mit ihrer Revolution klar, dass es ihnen ernst war: Sie stürzten den König und erarbeiteten die erste demokratische Verfassung in Europa. 1830 und 1848 kam es zu weiteren europäischen Völkeraufständen und Versuchen, mit der Demokratie endlich zu beginnen.

Bildung des Volkes

Einigermassen gelungen war dies bis in das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts erst – sehr parlamentszentriert – in Grossbritannien und etwas bürgernäher in der Schweiz. Und doch lebte damals im deutschen Rheinland und im Kanton Zürich ein praktisch engagierter sozialdemokratischer Philosoph, Friedrich Albert Lange (1828–1875), der sich vorgenommen hatte eine «Theorie der demokratischen Republik» auszuarbeiten. Eine Theorie, die zeigen sollte, was Demokratie ist, wie sie am besten eingerichtet wird, weshalb die Menschen sie benötigen und wie sie gestärkt werden könnte.

Lange war ein Mensch mit zwei Seiten, von denen bis heute leider nur die eine, die deutsche und philosophische, im Bewusstsein geblieben ist. Dass er auch eine



Andreas Gross ist Politikwissenschaftler und Mitglied der Parlamentarischen Versammlung im Europarat.
tageswoche.ch/themen/Andi_Gross

politisch-praktische und schweizerische zweite Seite hatte, ist leider in der Schweiz vergessen worden. Lange wurde 1828 in Solingen geboren, ging in Duisburg zur Schule, übersiedelte aber schon 1841 erstmals in die Schweiz nach Zürich, da sein Vater an der dortigen Uni die Stelle als Professor für Kirchengeschichte angenommen hatte. Friedrich Albert fand im Gymnasium Kollegen, mit denen er später politisch viel Erfolg haben sollte. Er begann 1847 in Zürich mit dem Studium der Philologie, zog mit dem Vater 1848 aber wieder nach Bonn, wo er sich zum Philosophen und Pädagogen ausbildete und gleichzeitig in der demokratischen Revolution praktisch und journalistisch tätig war.

Lange schrieb gegen den Determinismus des Marxismus an und plädierte für mehr eigenes Engagement.

Als Lehrer in Duisburg vermochte sich Lange über Wasser zu halten. Politisch hatte er sich erst den oppositionellen Liberalen und später der sich organisierenden Arbeiterbewegung angeschlossen. Die Verbesserung der sozialen Lage der Arbeiter und deren politische Befreiung: Das waren Langes Hauptanliegen. Dazu gelangen ihm 1865 und 1866 zwei Werke, «Die Arbeiterfrage» und die «Geschichte des Materialismus», die mehrfach aufgelegt wurden und

bis zur ersten deutschen Demokratie in der Stube von Hunderttausenden von deutschen Sozialdemokraten zu finden waren.

In diesen Büchern wandte sich Lange gegen den geschichtlichen Determinismus seiner marxistischen Genossen und plädierte für mehr eigenes Engagement der Arbeiterinnen und Arbeiter, wenn deren Befreiung gelingen sollte: «Sollte das Volk wirklich sich selbst regieren, so muss seine geistige Kraft und seine Einsicht mehr und mehr entwickelt werden. Ohne Bildung des Volkes ist die politische Freiheit nur ein Trugbild», schrieb er beispielsweise und betonte, dass die Arbeiterschaft sich dabei vom Staat unterstützen, aber nie auf ihn allein verlassen dürfe.

Leitartikel gegen die Klüngelherrschaft

Mitte der 1860er-Jahre verlor Lange seiner preussischen Gegner wegen seine Lehrstelle. Ein ehemaliger Mitschüler aus dem Gymnasium, der mittlerweile zum Verleger des Winterthurer «Landboten» gewordene Salomon Bleuler, holte Lange darauf als zweiten Redaktor zum Kampfblatt der aufkommenden Zürcher demokratischen Bewegung. Hier konnte sich Lange entfalten. Einerseits verfasste er täglich Leitartikel zur Vertiefung und Popularisierung der revolutionären Kernidee der Zürcher Bewegung: die Verfassung der Volksrechte sowie die Ergänzung des Wahlrechtes durch das Recht auf Initiative und Referendum. So schrieb Lange am 3. Januar 1868 im «Landboten»: «Unser ausgesprochenes Ziel ist ja, die Klüngelherrschaft zu beseitigen, die neue Geldaristokratie zu stürzen und an ihre Stelle die wahre ehrliche Volksherrschaft zu setzen, die Demokratie im besten Sinne, bei welcher Alles für, aber auch Alles durch das Volk geschieht.»

Friedrich Albert Lange war aber auch Kantilehrer in Winterthur, Stadtrat, einer der einflussreichsten Verfassungsräte, Kantonsrat, Erziehungsrat, Gründer des Konsumvereins und kurz sogar Professor. Als solcher wurde er 1872 nach Marburg berufen, wo er wiederum als Philosoph zu den Mitbegründern der «Neukantianer» gehörte. Als solcher ist er vielen in Erinnerung geblieben; zu seiner «Theorie der demokratischen Republik» kam er freilich nie, da er 1875 viel zu früh in Marburg verstarb. Seine über 200 Leitartikel für den «Landboten» enthalten aber unzählige Bausteine dafür, die freilich erst wieder richtig zusammengesetzt werden müssen.

tageswoche.ch/+mzkirw

×

Neuer Präsident, neues Glück? Die Generation der jungen Argentinier glaubt kaum daran. Hoffnung schöpft sie aus der Kultur jener Völker, die der Staat einst auszurotten versuchte.

Die Zukunft wird auf Lehm gebaut

Mehr als nur Dreck: Junge Argentinier lassen sich von der traditionellen Bauweise der Indigenen inspirieren.

FOTO: RICARDO TAMALET



von Romano Paganini

Argentinien gibt es eigentlich gar nicht. Den Staat, der diesen Namen trägt, haben Europäer entworfen, vor etwas mehr als 200 Jahren. Man installierte ihn auf einem Kontinent, der vor Kolumbus' Ankunft in der Sprache der Kuna-Indianer Abya Yala hiess – Erde in ihrer vollen Blüte.

Diese Blüte sollte im Lauf der Zeit nach und nach verwelken. Die Einwohner durchlebten eine Epoche von Blei und Blut, wurden versklavt oder getötet, während sich Europa reichlich an den Ressourcen des Kontinents bediente. Argentinien, das steht nicht für seine Bevölkerung. Argentinien steht für die noch immer gültigen kolonialen Strukturen.

So überrascht es auch nicht, dass Argentiniens neuer Präsident, der kommenden Sonntag gewählt wird, aus der Oberschicht stammt: Die 32 Millionen Wahlberechtigten entscheiden zwischen Daniel Scioli, ehemaligem Rennbootfahrer und Geschäftsmann, und Mauricio Macri, Unternehmer und Jetsetter. Für Abya Yala steht keiner der beiden. Noch ist das zweitgrösste Land Lateinamerikas nicht so weit, einen Politiker an seine Spitze zu wählen, der sich auf die präkolumbianische Zeit besinnt.

Versöhnung mit der alten Kultur

Doch in den vergangenen Jahren ist etwas in Bewegung geraten in Südamerika, auch am Rio de la Plata. Gerade junge Argentinier aus der urbanen Mittelschicht orientieren sich zunehmend an der Lebensweise der Urbevölkerung. Zu Tausenden fahren sie in den Sommerferien in Richtung Bolivien, Peru und Ecuador und suchen dort, was ihre Eltern und Grosseltern in Europa zurücklassen mussten: ihre Wurzeln. Sie wissen, dass diese auch in den Kulturen von Abya Yala zu finden sind. Sie spüren, dass etwas im Gange ist, das mit der jüngeren Vergangenheit aufzuräumen versucht.

«Im Gegensatz zu unseren Eltern will unsere Generation keine Kredite mehr. Wir wollen konstruieren.»

Ricardo Tamalet, Lehmhausbewohner

Sichtbarer Ausdruck dieses Umschwungs, dieser Entkolonialisierung des Denkens, sind die Lehmhäuser, die in Argentinien wie Pilze aus dem Boden schiessen. Häuser aus Erde, wie sie auf Abya Yala schon immer gebaut wurden. In den Gemeinden kommen die Verantwortlichen kaum nach, die Bauordnungen umzuschreiben – und schon steht wieder ein Lehmhaus bezugsbereit. Architekten bie-

ten Workshops zum Hausbau mit nachwachsenden Materialien an, Universitäten laden Bio-Konstrukteure für Vorträge ein, Fernsehstationen drehen Reportagen über die wiederentdeckte alte Form des Bauens, und selbst bei TED-Talks wurde über Lehm doziert.

Ricardo Tamalet lebt seit drei Jahren in seinem selbstgebauten Lehmhaus. Er sagt: «Lehmbau ist so was wie die Antwort auf das, was allgemein als Krise bezeichnet wird.» Erst als er mit Lehm zu bauen begonnen habe, erzählt der 40-jährige Fotograf, habe er erkannt, wie weit er sich von der Natur entfernt habe und dass die Krisen – die des Landes ebenso wie seine eigenen – hausgemacht gewesen seien.

Insofern gehe es beim Baustoff Erde auch um viel mehr als bloss um Isolation, Feuchtigkeitsaustausch und Energieeffizienz. Es gehe um eine kulturelle Versöhnung, erklärt Tamalet. Darum, sich bewusst zu werden, dass man Europa jahrzehntelang etwas abgekauft habe, das mit einem selber und mit Abya Yala eigentlich nichts zu tun habe.

Tamalet will sich nicht über Politik, Wirtschaft oder Digitalisierung ärgern. Lieber versuche er, Dinge zu schaffen. Etwas Konkretes. Etwas, das bleibt. «Im Gegensatz zu unseren Eltern will unsere Generation keine Kredite mehr», sagt Tamalet. «Wir wollen konstruieren.»

In Argentinien beginnt die Gesellschaft zu realisieren, was in den vergangenen 500 Jahren passiert ist. Man weiss von Ausbeutung im Bergbau, von den Giften der Agrar- und der Verschmutzung durch die Erdölindustrie, von den Abhängigkeiten vom Finanzmarkt und der Unterdrückung der Indigenen. Und die jungen Argentinier wollen so nicht weitermachen.

Lehm als Kitt der Gesellschaft

Zu ihnen gehört auch der 27-jährige Musiker Bruno Crotti. Vor elf Jahren war er mit seiner Familie nach Spanien emigriert. Als er vor anderthalb Jahren auf einer Reise zurück in seiner alten Heimat war, entschied er sich zu bleiben – des Lehmbaus wegen. In Argentinien bestehe nicht nur ein Bedarf an Häusern, sagt er. Es bestehe auch das Bedürfnis, dass sich Menschen wieder zusammentun und etwas aufbauen. «Der Lehm ist das ideale Material, das diese beiden Bedürfnisse miteinander vereint.» Wenn er die Wahl habe zwischen Schönheit und Empörung, ziehe er Erstere vor. Die Wahl des Präsidenten hingegen ist für Crotti einerlei. «Weder kenne ich die Kandidaten, noch kennen sie mich.»

Etwas pragmatischer sieht das Germán García. Er arbeitet als Biologe für ein staatliches Forschungsinstitut und wohnt wie Tamalet und Crotti in der Küstenstadt Mar del Plata. Für ihn könnte der Ausgang der Wahl unmittelbare Folgen haben – bis hin zum Jobverlust. Darüber, sagt der 36-Jährige, mache er sich allerdings keine ernsthaften Gedanken. «Ich habe das nötige Rüstzeug, um mich anderweitig durchzubringen.» Weitaus mehr sorgt er sich um

die politische Instabilität in Argentinien, dass die Gesellschaft auseinanderbrechen könnte. Gewiss habe Cristina Kirchner, die abtretende Präsidentin, Fehler gemacht, sagt er. Aber immerhin habe sie Tausende neue Stellen geschaffen und Menschen aus der Armut geholfen.

Eigentlich gibt es kein Argentinien. Es gibt nur jene, die es bewohnen und sich von den Krisen nicht wahnsinnig machen lassen.

Vor Kurzem ist García Vater geworden. Mit seiner Familie lebt er ausserhalb der Stadt, auch er in einem selbstgebauten Lehmhaus. Direkt daneben hat er einen Gemüsegarten angelegt. Das Vertrauen in Staat und Wirtschaft habe er längst verloren, die Stelle am Forschungsinstitut sei lediglich Mittel zum Zweck. «Ich vertraue auf meine Familie und auf meine Fähigkeit, wenigstens uns selbst versorgen zu können, sollte das Chaos ausbrechen.» Doch García denkt nicht nur an sich alleine. Seit einiger Zeit überlegt er sich, für die Nachbarschaft eine kleine Gemüseproduktion aufzubauen. «Denn genauso wichtig wie ein Dach über dem Kopf ist eine Nahrungsmittelproduktion ohne Pestizide», sagt er.

Eigentlich gibt es kein Argentinien. Es gibt nur jene, die es bewohnen und sich von den Krisen des Landes nicht wahnsinnig machen lassen. Oder wie es Ricardo Tamalet mit Gandhi sagt: «Wir müssen die Änderung sein, die wir in der Welt sehen wollen.» tageswoche.ch/+grou7 x

Der Autor dieses Artikels lebt seit 2009 in Argentinien und arbeitet selber im Lehmhaus.

ANZEIGE

Fr 20.11. 20:00-21:40

«Constructions» –
Percussion Art Ensemble Bern

Sa 21.11. 20:00-21:50 •
Culturescapes Island 2015

«Feuer – Ignis» – camerata variable

So 22.11. 11:00-12:00 • «Promenaden»
«Zauberflöte & Krenek» –
Sinfonieorchester Basel

Mi 25.11. 20:00 / Do 26.11. 19:00
Schwerpunkt «Musiktheaterformen»
«Tell» – Komarov / Gaudenz / Arnold

GARE DU NORD

www.garedunord.ch

Zehn Jahre nach dem Skandal von Istanbul baut sich Benjamin Huggel sein Leben nach dem Profisport auf. Ein Gespräch über Karriereplanung, Kulturschocks und Weihnachtsspeck.

«Die Türkei-Szene ist Teil meiner Geschichte»

von Benjamin Schmid

Benjamin Huggel, am 16. November 2005 standen Sie im Mittelpunkt internationaler Schlagzeilen. Sie waren einer der Hauptbeteiligten, die im Anschluss an das WM-Qualifikationsspiel Türkei-Schweiz aufeinander losgingen. Was lösen diese Ereignisse, zehn Jahre danach, noch in Ihnen aus?

Nicht mehr viel – zum Glück. Für mich ist dieses Kapitel abgeschlossen und vorbei. Es ist ein Teil meiner Geschichte. Ich habe mich sicherlich nicht vorbildlich verhalten in dieser Situation, aber ich kann es nicht mehr ändern. Und meine Strafe habe ich verbüsst.

Sie wurden vier Spiele gesperrt und verpassten die WM in Deutschland. Wie lange dauerte der Verarbeitungsprozess?

Sehr lange. Schliesslich passierten schwerwiegende Sachen, über die man nicht so schnell hinwegsehen kann. Das war heftig und entsprechend lange dauerte diese Verarbeitung, wahrscheinlich bis zu fünf Jahre.

Wenn sich das Datum nicht gerade jährt, wie oft werden Sie noch auf diese Ereignisse angesprochen?

Relativ häufig, vor allem von Leuten, die mich nicht kennen. Und die es toll finden,

was ich gemacht habe. Das löst dann in mir immer wieder komische Gefühle aus und ist mir eher unangenehm. Ich bedanke mich kurz und «guet isch».

«Gegen Ende meiner Aktivkarriere konnte ich morgens kaum laufen, so steif war mein Fussgelenk.»

Ihre Kinder sind acht und zehn Jahre alt und erlebten die Ereignisse somit nicht respektive nicht bewusst mit. Was wissen sie heute davon?

Ich habe ihnen bereits davon erzählt, nun werde ich ihnen auch noch das Video dazu zeigen. Was man dabei sieht, ist sicher nicht gut, aber im Internet kursieren weit aus schlimmere Videos. Es ist Teil meiner Geschichte, die ich meinen Kindern sicher nicht vorenthalte.

Dreieinhalb Jahre sind vergangen seit Ihrem Rücktritt als Profi-Fussballer. Wie schnell kam Ihnen diese Zeit vor?

Ziemlich schnell. Ich habe gedacht, es gehe länger, als es sich im Nachhinein

anfühlt. Es war eine spannende Zeit, in der ich mich neu finden und erfinden musste. Ich möchte diese Zeit nicht missen. Die Zeit als Fussballprofi war toll, aber irgendwann kommt der Punkt, an dem es nicht mehr weitergeht, dann gilt es, sich etwas Neues aufzubauen. Das ist sehr spannend, braucht aber auch sehr viel Energie.

Haben Sie sich denn schon gefunden?

Das weiss man nie so genau, denn es kommt niemand auf dich zu und sagt: «Hey, jetzt hast du dich gefunden.» Aber: Ich bin mir mittlerweile bewusst, dass ich nicht mehr Fussballprofi bin. Insofern ist dieses Kapitel sicher abgeschlossen. Das passiert aber nicht von heute auf morgen. Fussballspielen wurde ein Teil meiner Identität. Fehlt dieser Teil, benötigt man Zeit, diese Identität abzubauen. Jetzt denke ich auch nicht mehr als Spieler, sondern als Trainer.

Nach dreieinhalb Jahren?

Wahrscheinlich passierte es bereits früher, nach zwei Jahren vielleicht. Aber dieses Bewusstsein wird jetzt immer stärker, weg vom Spieler, hin zum Trainer. Manchmal habe ich sogar Angst zu vergessen, wie ich als Spieler gedacht habe.

Was vermissen Sie gar nicht aus Ihrer Zeit als Profi-Fussballer?

Die Schmerzen. Gegen Ende meiner Aktivkarriere konnte ich morgens kaum

laufen, so steif war mein Fussgelenk, bis es etwas angewärmt war. Auch die Fremdbestimmtheit als Profi vermisste ich nicht.

Diese Fremdbestimmung hatte aber auch den Vorteil, dass Sie Ihre Agenda nicht selber führen mussten. Übernehmen Sie das nun selbst?

Der Fussball bestimmt meinen Tagesablauf natürlich nach wie vor massgeblich. Aber rundherum bestelle ich meine Agenda selber.

Was ist angenehmer?

Ich bin der Typ, der seine Agenda schon immer lieber selber gestaltet hätte, auch als Spieler. Diese Fremdbestimmtheit und diese Unmöglichkeit der Planung hat mich immer gestresst. Da bin ich natürlich froh, dass ich diese Planung nun weitestgehend selbst übernehmen kann.

«Als Trainer einer Erstliga-Mannschaft geht es um die richtige Mischung zwischen Fordern und Bespassen.»

Sie haben nach Ihrem Rücktritt gesagt, dass Ihnen in erster Linie der «Kabine spirit» fehlen dürfte, den Sie als Profi täglich erlebt haben, mit all seinen Facetten. Konnten Sie dieses Team-Gefühl mittlerweile irgendwo kompensieren?

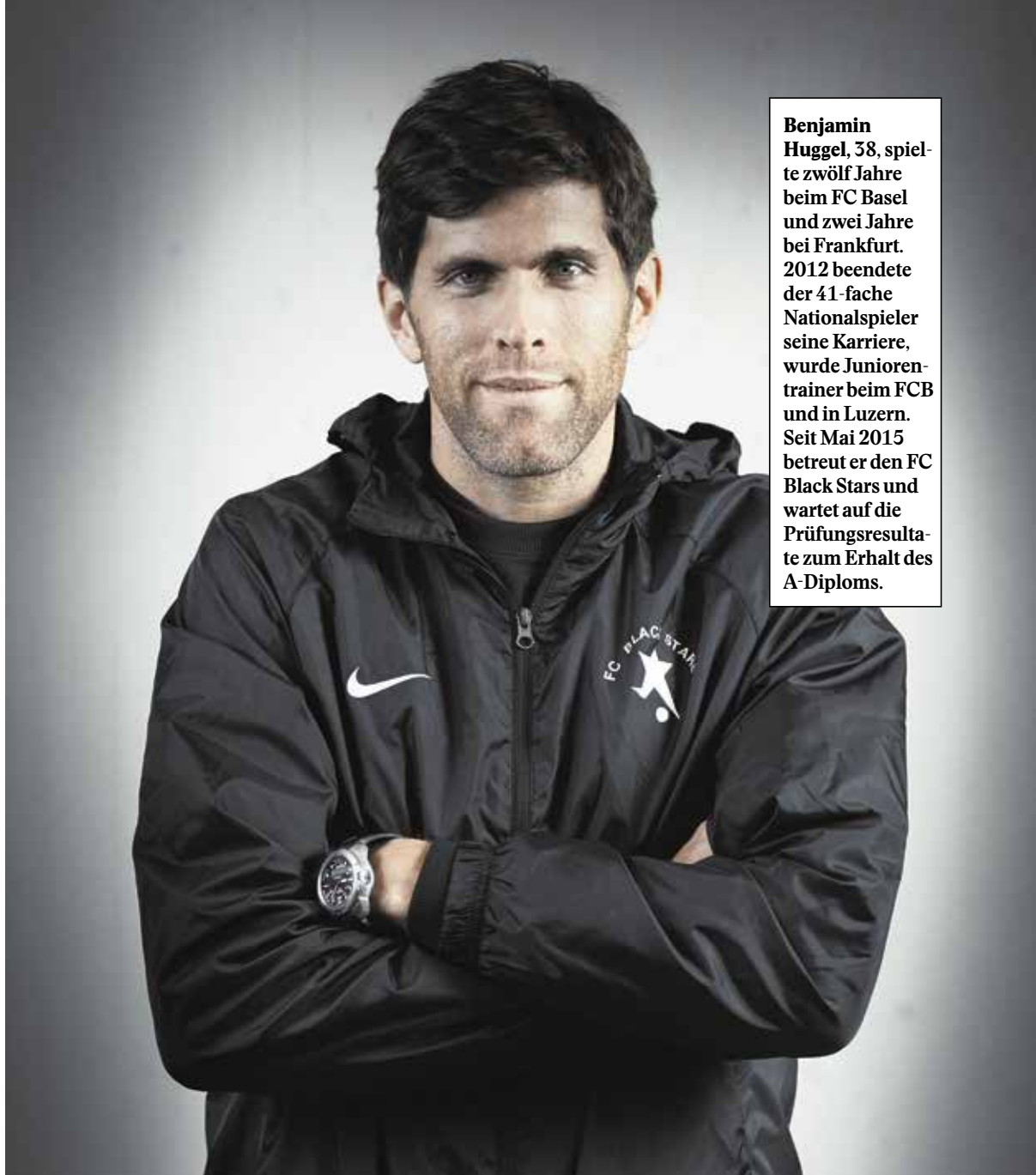
Nein, das kann man nicht kompensieren. Aber auch hier: Das Bedürfnis nach diesem Zusammenhalt lässt nach. Früher haben wir fast in dieser Kabine gelebt und gemeinsam unzählige Stunden darin verbracht. Nochmals: Ich habe mich mittlerweile daran gewöhnt, dass ich dieses Gefühl nicht mehr habe, auch wenn es am Anfang tatsächlich das war, was ich sehr vermisst habe.

Nach 15 Jahren Profi-Fussball sind Sie nun als Trainer definitiv wieder im Amateurfussball angekommen. Wie lange hat das gedauert?

Es vergingen sicher zwei bis drei Monate, bis ich mich hier eingelebt habe und der Bedeutung bewusst wurde, was es heisst, bei einer Erstliga-Mannschaft an der Seitenlinie zu sein. Zum Beispiel, wie man mit den Spielern umgehen kann und muss, das Finden einer Mischung zwischen Fordern und Bespassen. Ich profitiere da sicher von meiner Vergangenheit, als ich vor meiner Zeit als Profi als junger Erwachsener mit dem FC Arlesheim ebenfalls in der viert-höchsten Liga gespielt habe. Wäre meine Profi-Karriere konsequent quer durch alle Nachwuchsstufen bis zu den Profis verlaufen, wäre der Kulturschock gross gewesen.

Empfanden Sie den Einstieg wirklich als Kulturschock?

Das ist vielleicht zu hart ausgedrückt. Aber: Die Ansprüche, die Spieler in einer Profi-Mannschaft an sich selber stellen, unterscheiden sich natürlich stark von den



Benjamin Huggel, 38, spielte zwölf Jahre beim FC Basel und zwei Jahre bei Frankfurt. 2012 beendete der 41-fache Nationalspieler seine Karriere, wurde Juniorentrainer beim FCB und in Luzern. Seit Mai 2015 betreut er den FC Black Stars und wartet auf die Prüfungsergebnisse zum Erhalt des A-Diploms.

Selbstbestimmt: Heute gestaltet Benjamin Huggel seine Agenda selber. FOTO: BASILE BORNAND

Ansprüchen in einer Amateurm Mannschaft. Hier gilt es für mich, zurückzubuchstabieren. Sie arbeiten den ganzen Tag, sie haben andere Ziele, Fussball ist nicht ihr Beruf – da kann ich die Spieler nicht mit den gleichen Forderungen konfrontieren, wie das bei Profis möglich wäre.

Sie stecken mitten in Ihrer Ausbildung zum Trainer, offensichtlich ein langer und steiniger Weg. Wie einfach ist es, diese Ausbildung als Ex-Fussballprofi und TV-Experte Benjamin Huggel zu absolvieren?

Es gibt überall Leute, die es gut meinen und es toll finden, mit mir im gleichen Kurs zu sein, die mich um einen Rat fragen oder mich im Training besuchen wollen, um von mir profitieren und lernen zu können. Bei anderen spürt man den Neid, im Stil von «der muss aber nicht meinen». Aber ich stelle fest, dass man in der Schweiz grundsätzlich relativ besonnen mit solchen Dingen umgeht, was ich als Vorteil empfinde. Alles in allem empfinde ich es aber schon als Vor-

teil, wenn man den Leuten bekannt ist. Das alles gilt übrigens sowohl für Teilnehmer wie auch für Dozenten.

Als Spieler macht man sich am Anfang einer Karriere seine Gedanken, wo man eines Tages spielen möchte. Hat es für diese Gedanken auch bei Ihnen als junger Trainer Platz?

Im Hinterkopf habe ich einiges, aber darüber will ich im Moment nicht sprechen, da es mir auch nicht zusteht. Zuerst muss ich all diese Diplome erwerben und diesen Prozess als Trainer durchlaufen, bevor ich mich über irgendwelche Dinge äussere, die in Zukunft sein könnten.

Mit der «Beni Huggel bewegt GmbH» sind Sie seit August zusammen mit Ihrer Frau nun auch als Unternehmer tätig. Wie kam es zur eigenen Firma?

Diese Idee entstand ziemlich schnell nach dem Karriereende, auch bei Gesprächen mit Personen, die bereits in diesem Bereich tätig sind. Ich habe Freude an Bewegung, gebe gerne Dinge weiter, kann

Dinge gut erklären und liebe den Sport. Also passt diese Idee bestens zu mir.

Und wie zufrieden sind Sie nach dem ersten Quartal?

Die Resonanz ist okay, im Moment arbeite ich mit etwa fünf Kunden pro Woche. Zum Glück wurde mir nicht gerade die Bude eingerannt und ich musste niemanden abweisen. So kann ich mein Unternehmen Schritt für Schritt aufbauen und lerne auch die ganzen administrativen Abläufe kennen. Aber: Im neuen Jahr, wenn die Weihnachtessen dann alle rum sind, erhoffe ich mir natürlich schon die eine oder andere Anmeldung mehr.

«Behrang Safari habe ich gestern im Gundeli überholt, er im Auto, ich auf dem Velo – ich war schneller.»

Mit Ihrem Stundenansatz von 180 Franken bewegen Sie sich im oberen Preis-Segment Ihrer Gilde. Siedeln Sie sich auch in Sachen Angebot in diesem Segment an?

(Lacht) Natürlich! Wie überall gibt es auch in diesem Umfeld sogenannte Preiserstörer. Bei den Preisen habe ich mich am hiesigen Markt orientiert. In den diversen Rehas, die ich als Fussballprofi hinter mich bringen musste, konnte ich sehr viele Erfahrungen sammeln, die ich nun gerne weitergebe. Ich weiss also genau, wovon ich spreche.

Und wenn Sie irgendwann in beiden Bereichen erfolgreich sind, sowohl als Personal-Trainer wie auch als Fussball-Trainer...

...dann muss ich mich entscheiden. Aber so weit bin ich noch nicht. Und fragen Sie mich jetzt nicht, wie ich mich entscheiden würde, wenn es so weit ist, weil ich das eben noch nicht weiss.

Wann waren Sie zum letzten Mal privat an einem FCB-Match?

(Überlegt lange) So lange her ist es noch nicht, ... an einem Sonntag wars, aber gegen wen... Nicht gegen YB, sondern... Das ist jetzt peinlich, dass ich es nicht mehr weiss. War es doch gegen YB, als Breel das 1:0 schoss? – Ja doch, es war gegen YB.

Mit der Familie?

Mit meinem Sohn.

Im Sektor A?

Ja. Den Platz weiss ich nicht mehr.

Auf Einladung?

Wieso müssen Sie das wissen? Wo zielt diese Frage hin?

Mich interessiert, wie gross Ihre Verbindung zum FCB noch ist. Haben Sie eine Saisonkarte?

Nein, wenn ich Karten benötige, kann ich das telefonisch erledigen.

Aber wenn Sie ein Spiel besuchen, dann im Sektor A? Sie könnten auch mit Ihren Freunden zusammen im Sektor C sitzen.

(Lacht) Meine Freunde stehen in der Muttenzerkurve.

Balkon oder Parkett?

Parkett!

Mit Behrang Safari und Philipp Degen sind zwei Spieler dabei, mit denen Sie noch zusammen gespielt haben. Wie eng ist der Kontakt zu den beiden?

Behrang habe ich gestern im Gundeli überholt, er im Auto, ich auf dem Velo – ich war schneller. Mit Philipp habe ich dieser Tage telefoniert – der Kontakt besteht also sehr wohl noch, manchmal mehr, manchmal weniger.

Der FC Basel ist Ihr ehemaliger Arbeitgeber...

(Unterbricht) Es ist mehr als ein ehemaliger Arbeitgeber. Klar bin ich nach wie vor interessiert, ich frage sie aber nicht aus, was gerade läuft.

Black-Stars-Sportchef Peter Faé hätte sich gewünscht, Sie hätten Marco Streller nach dessen Profikarriere zu sich geholt, nun wünscht er sich das Gleiche für Philipp Degen...

Peter Faé ist ein Mensch mit vielen und grossen Ideen.

Das heisst, Sie haben Philipp Degen noch nicht angefragt?

Ich habe mit Philipp gesprochen, er entgegnete aber, dass er noch einen Vertrag besitze bis im kommenden Sommer. Man darf bekanntlich nie zu früh schießen.

Er oder Sie?

Ich in diesem Fall.

Mit welchen Gefühlen verfolgen Sie den FC Basel?

Ich freue mich, wenn es gut läuft, bin aber auch nicht total enttäuscht, wenn es nicht so gut läuft. Ich hoffe vor allem für diejenigen Personen, die ich kenne, dass es gut kommt. Und sie erledigen ihre Arbeit im Grossen und Ganzen gut, was mich freut.

Was spricht dagegen, dass Benjamin Huggel eines Tages im St.-Jakob-Park als Trainer des FC Basel an der Seitenlinie steht?

Ich hoffe nicht, dass etwas dagegen spricht. Das könnte ja nur dann der Fall sein, wenn ich mich nicht in die Lage bringe, dort ein Thema zu werden. Und so hoffe ich, dass ich meinen Teil dabei erfüllen werde. Aber: In der Situation, in der ich mich aktuell befinde, ist dieser Gedanke zu weit weg. Vorher gibt es noch einige Zwischenschritte, die ich absolvieren muss, falls es überhaupt einmal so weit kommen sollte.

Aber träumen Sie davon, einst beim FCB an der Seitenlinie zu stehen?

Träumen? Nein, da bin ich realistisch. Ich versuche dort, wo ich bin, das Beste zu geben und stelle es mir auch nicht vor, wie es wäre, wenn.

tageswoche.ch/+ pgr16d

x

Drei Bezugspersonen über Benjamin Huggel

Reto Gafner,

Redaktionsleiter Fussball SRF:

«Mein Team und ich schätzen Beni Huggel als eloquenten, versierten und unterhaltsamen Experten. Beni hat sich bestmöglich entwickelt, weil er nicht nur offen ist für Feedback, sondern dieses immer wieder verlangt und eingefordert hat. Er ist für mich derselbe Beni Huggel, den ich bereits als Spieler kennengelernt habe – das spricht für seine Persönlichkeit.»

Yvonne Huggel,

Ehefrau und Geschäftspartnerin:

«Ich sehe meinen Mann auch heute nicht häufiger als früher, diese Illusion habe ich bereits ziemlich rasch nach seinem Karriereende wieder verloren. Beni befindet sich seither in einem ständigen Prozess. Es tut ihm gut, nicht mehr voll im Fokus der Öffentlichkeit zu stehen. Ganz ohne Fussball kann ich ihn mir nicht vorstellen. Das heisst: Wenn Beni seine Trainerausbildung nicht weiterverfolgen würde, wäre es, wie wenn ein Buch nicht zu Ende geschrieben würde.»

Peter Faé, Sportchef FC Black Stars:

«Beni ist ein junger, lernwilliger Trainer, der zu Beginn viel Lehrgeld zahlen musste. Er musste sich an viele Dinge anpassen, die für ihn früher selbstverständlich waren, bei einem Quartierverein wie den Black Stars aber völlig anders laufen. Während seiner Zeit bei uns wurde er fröhlicher, er ist nicht mehr so dickköpfig wie zu Beginn. Am Anfang hatten wir diesbezüglich einige intensive Diskussionen. Benis Handschrift als Trainer ist klar erkennbar, dank ihr spielen wir den schönsten Fussball der Liga.»

ANZEIGEN

**DIE SAISON
15/16**

ignm
internationale gesellschaft
für neue musik - basel

#3 BURNING BRIGHT

Sa 21. Nov. 2015, 20.15h
Museum Tinguely

Les Percussions de Strasbourg

Der international bekannte Komponist Hugues Dufourt (*1943) widmet mit «Burning Bright» ein weiteres Hauptwerk dem weltbekanntesten Schlagzeugsextett.

In «Burning Bright» erstellen Klangfarben gewissermassen ihren eigenen Resonanzraum und bewegen sich in Richtung eines unbestimmten Horizonts.

Schweizer-Erstaufführung.

Eintritt
CHF 30.- normal
CHF 20.- ermässigt AHV/IV sowie Auszubildende und Studierende

Vorverkauf und Reservation:
Bider & Tanner
Tel. +41 (0)61 206 99 96
E-Mail: ticket@biderundtanner.ch

www.ignm-basel.ch



Gut anschnallen! Diese Reise ist nichts für dröge Gemüter. FOTO: REPRODUKT/CRAIG THOMPSON

Kinder-Comic

Nanny-Roboter und Weltraumkäfer: Die neue Graphic Novel von Craig Thompson gibt alles – für Kinder und Erwachsene.

Per Motorbike durch die Müll-Galaxis

von Naomi Gregoris

Mami, bitte sei mir nicht böse», sagt die kleine Violet, während sie ins weite All hinausblickt. «Ich weiss, dass es gefährlich ist und wir keine Motorfahrzeuge lenken sollten und dass der Weltraum kein Ort für Kinder ist. Aber Papa ist in Not. Und manchmal braucht es eben Kinder.» Dann schläft sie erschöpft ein – am Esstisch ihres Daheims oder dem, was davon übrig geblieben ist, nachdem eine Horde wilder Weltraumkäfer mit Monsterscheren das ganze Elternhaus kurz und klein gehackt hat.

Wir befinden uns im Weltraum, von der Erde ist längst nichts mehr übrig, und auch sonst hat das All wenig mit dem Sehnsuchtsort zu tun, den wir heute in ihm sehen: Überall fliegen Schrott und Ausscheidungen von Weltraummonstern rum, und die Menschen, die noch übrig sind, leben in einer Klassen-

gesellschaft wie frisch aus der Dystopie eines Slavoj Žižek: Die unendlichen Weiten ermöglichen den Wohlhabenden ein zurückgezogenes Leben in schicken Raumstationsgemeinden – riesigen transparenten Kugeln mit gläsernen Gängen und paradiesischen Wasserfällen –, während die weniger gut Betuchten in dürftigen Wohnwagen auf herumschwebenden Trailerparks hausen.

Papa braucht Hilfe

Die kleine Violet ist eine davon. Zusammen mit ihren Eltern – einer Schneiderin und einem galaktischen Holzfäller (wobei «galaktischer Müllmann» besser passt, er befreit hauptberuflich Sonden und Stationen von Gerümpel und Ungeziefer) – bewohnt sie einen Trailer in den ärmeren Gebieten, der, wie eben erwähnt, nun mehr oder weniger vollständig zerstört ist.

Violet ist allein, die Mutter sitzt auf der schnöseligen Fashion-Abteilung einer gehobeneren Raumstation fest, ihr Vater steckt im übersäuerten Magen einer Weltraum-Wal-Mama (richtig: Weltraum-Wale; gruselig, gross, grausam).

Für Violet ist klar: Ihr Papa braucht Rettung. Da Violets beste Freundinnen aber nichts mehr mit ihr zu tun haben wollen – der einen ist sie zu posh, der anderen zu proletarisch, Klassenkampf macht in «Weltraumkrümel» auch nicht vor dem Kinderzimmer halt –, macht sie sich mit ihrem alten Freund Zacchäus, einem orangefarbenen, Jellybean-artigen Geschöpf, und Elliot, dem schwächlichen Intellello-Hühnchen, der in den Kleiderbergen der Fashion-Abteilung als Knopfsucher arbeitet, auf den gefährlichen Weg durch die zugemüllte Galaxis.

Und so müssen sich Violet und ihre Freunde auf einem gepimpten intergalaktischen Bike gegen aggressive Disziplin-Roboter in Nannyform beweisen («Seifenwarnung!» kurz vorm Mundausschwaschen), gegen bösartige Riesenkäfer, versnobte Designer, ignorante Erwachsene und gegen riesige Weltraum-Wale, die mit ihren Ausscheidungen das Universum verpesteten.

Jede Seite ein Wimmelbild

Ein Kind, eine Jellybean und ein Spacko-Hühnchen im interstellaren Kampf gegen all die Gefahren, die der Weltraum bereithält? Auf einem crazy Motorbike-Raumschiff-Raketenhybrid? Ziemlich dichte Sache, würde man meinen. Ist es auch. Jede Seite ein einziger Wimmelbild-Schmaus, geizt «Weltraumkrümel» nicht mit seinen Reizen. Kein Wunder: Kreativer Kopf der Geschichte ist schliesslich Craig Thompson, genialer Zeichner und grosser Star der Graphic-Novel-Szene, jener Gattung, die den Comic ein für alle Mal salonfähig gemacht hat.

Bekannt geworden mit «Blankets», einer mehrfach ausgezeichneten autobiografischen Liebesgeschichte aus den christlichen Tiefen Wisconsins, hat sich der amerikanische Zeichner in «Weltraumkrümel» mit Hingabe einem jüngeren Publikum verschrieben, ohne dabei seine Target Group – Graphic Novel-Nerds Ü20 – ausser Acht zu lassen: Wo Kinder die vielen popkulturellen Anspielungen – etwa wenn Zacchäus nach einem Erfolg «Orange is the new black!» ruft, oder Elliot während seinen psychedelischen Schwächeanfällen eine biblische Vision nach der anderen erlebt – dank der fantastischen Zeichnungen grosszügig überschaubar werden, kommen die Erwachsenen gerade in diesen kleinen Randbemerkungen voll auf ihre Kosten. Und können aufatmen: endlich basta mit den ewigen Asterix-Schenkelklopfen im Kinderzimmer!

Der Weltraum – das lehren uns Violet und Craig Thompson auf diesen 300 vollbepackten Abenteuerseiten – ist eben doch ein Ort für Kinder. Und Kindgebliebene. tageswoche.ch/+5r19u ×

Craig Thompson: «Weltraumkrümel», Reprodukt Berlin.

Englisch-Dozent Andrew Shields über Schweizer Musiker, die englisch singen: ein paar brutale Wahrheiten.

«Warum denn nicht Deutsch?!»

Lieber Wüstenblues als Mundartpop: Andrew Shields.

FOTO: BENNO HUNZIKER



von Marc Krebs

Von seinen Language Skills haben schon manche Basler Musiker im Rahmen ihres Studiums profitiert. Der gebürtige US-Amerikaner Andrew Shields lebt seit 20 Jahren in Basel und arbeitet als Dozent am Englischen Seminar der Uni Basel. Diese Woche gab er im Rahmen der Veranstaltungsreihe «Mitten in der Woche» einen öffentlichen Workshop zu Songtexten.

Shields beschäftigt sich nicht nur mit Sprache, sondern auch leidenschaftlich mit dem Zusammenspiel von Poesie und Musik: Er ist selber Songwriter, spielt Gitarre und Mandoline (Human Shields) und verwandelt so seine Gedichte in Musik.

Andrew Shields, ganz allgemein: Was denken Sie, wenn Sie Schweizer Musiker auf Englisch singen hören?

Abgesehen vom «th»? Wenn ich es brutal sagen soll...

...unbedingt!

...frage ich mich oft: Warum tun sie es nicht auf Deutsch?! Black Tiger rappt ja auch im Dialekt.

Das ist richtig. Aber Englisch ist halt die globale Sprache der Popmusik.

Das stimmt. Und oft ist der Text ja auch nicht ganz so wichtig. Texte können im Pop anregend und nebensächlich sein.

«Wer sich als Songwriter auf Englisch ausdrücken will, sollte auf keinen Fall handwerkliche Fehler machen.»

Sie finden es also in manchen Fällen schon okay, wenn ein Schweizer Musiker mit seinen Schwächen englischsprachige Texte schreibt?

Ja. Wenn er den Text als Teil seiner Kunst versteht, nicht als Selbstausdruck. Dann kann man durchaus die Fremdsprache Englisch wählen. Und wenn der Text nur Platzhalter für Melodien ist, also keine Rolle spielt, geht das natürlich auch.

Aber?

Wenn man sich als Songwriter versteht, der sich ausdrücken will, sollte man auf keinen Fall handwerkliche Fehler machen.

Welche handwerklichen Schwächen fallen Ihnen denn immer wieder auf?

Sprachliche Fehler. Bei der Basler Band Phébus etwa fiel mir mal eine Zeile auf: «When my heart stops to beat.» Das heisst übersetzt: «Wenn mein Herz damit aufhört, etwas anderes zu tun und anfängt zu schlagen.» Gemeint war aber «wenn mein Herz aufhört zu schlagen», also «when my heart stops beating». Leider hat mir die Band die Lyrics erst nach der CD-Pressung gezeigt. Ein Korrektorat vor der Veröffentlichung wäre sicher hilfreich gewesen.

Tatsächlich sind Sie für einige Basler Bands zu einer wichtigen Anlaufstelle

geworden, was Lyrics angeht. Wie kam es dazu?

Ich habe 2007 erstmals einen Kurs an der Universität Basel angeboten: «Songs and Poems». Da sassen gleich zu Beginn schon einige Musiker: Cécile Meyer etwa, die man damals noch nicht als Anna Aaron kannte. Sie schrieb schon damals sehr starke Texte auf Englisch. Da waren zudem Axel Rüst von Cloudride. Und Jan Krattiger und Manuel Bürkli von Mañana, die ich beraten habe.

Wie muss man sich das vorstellen?

Ich habe ihnen gesagt, wie man aus meiner Sicht die Texte schärfer, klarer, pointierter machen könnte. Ich verglich aber im Nachhinein nie, ob Mañana meine Anregungen übernommen hatten... inzwischen gibt es die Band auch nicht mehr. Aber Manuel, der Sänger, und ich, wir machen gelegentlich ein Tauschgeschäft: Er ist ja ausgebildeter Grafikdesigner, wovon ich für mein eigenes Musikprojekt Human Shields profitieren kann. Im Gegenzug berate ich ihn hin und wieder bei Texten.

Sie haben aber nicht nur mit Mañana zusammengearbeitet?

Nein, ich habe auch andere Bands wie The bianca Story beraten. Und Nadia Leonti – eine fantastische Sängerin und Songwriterin – hat sogar einige Gedichte und Texte von mir in Songs verwandelt.

Sie leben seit 20 Jahren in Basel.

Haben Sie auch Schweizer Mundartmusik für sich entdeckt?

Ehrlich gesagt: nicht wirklich. Ich kenne zwar einige Lieder, meine Töchter haben in der Schule auch ein Stück von Mani Matter gesungen. Aber mich hat Schweizer Mundartmusik bisher nie wirklich aufgerüttelt.

Wieso nicht?

Sehen Sie, ich habe vor einem Jahr den Wüstenblues der Tuareg entdeckt, Formationen wie Tinariwen oder Tamikrest. Ich wurde über den Klang, die Gefühle und die Ausdruckskraft ihrer Musik zum Fan, ohne die Sprache zu verstehen. Anscheinend habe ich noch nichts in Schweizer Mundart gehört, das mich so berührt und aufgewühlt hat. Die Mundartmusik, die ich kenne, hat mich vielleicht einfach zu wenig attackiert.

«Mundartmusik aus der Schweiz hat mich bisher nie aufgerüttelt.»

Eine schöne Formulierung! Zurück zu Ihrer Muttersprache: Wir kennen die grossen Poeten des Pop, von Bob Dylan bis Leonard Cohen. Wen aber haben wir hierzulande nicht auf dem Radar?

Greg Brown. Er ist so gut wie Dylan, wie Cohen, Waits oder Neil Young! Wirklich grossartig! Er ist ein Folkmusiker, auch schon über 60, aber nie so populär geworden wie die anderen – obschon er es verdient hätte! Man sollte sich seine Songs unbedingt anhören!

Welcher Popact schreibt bessere Texte, als man vielleicht meinen könnte?

Taylor Swift.

Ah ja?

Ja! Erstmals hörte ich einen Song von ihr an einem «Mitten in der Woche»-Anlass: «We are never ever getting back together». Ein guter Song mit einer guten Geschichte, mit Musikalität in den Worten selber. Und mittlerweile kenne ich noch mehr von Taylor Swift durch meine Töchter, sie sind neun und elf Jahre alt und hören ihre Musik. Und ich bin wirklich überrascht, wie gut die Texte sind. Der Song «Mean» dreht sich um Mobbing und hat gute Zeilen, ist wirklich erstaunlich gut gemacht.

«Taylor Swift kenne ich durch meine Töchter. Ich bin überrascht, wie gut ihre Texte sind.»

Darf ich Ihnen zuletzt noch einen Songtext einer Basler Formation vorlegen? Sagen Sie mir doch spontan, was Sie hiervon halten:

*It's not the youth which isn't working
it's just your ideals growing old
it's not a whole lost generation
much more your life which is on hold
So break some bones if you feel uncertain
and once they've healed you'll love them more
tear down some fences on your way out
become the person we adore
oh we adore you
And since we know things grow with distance
go off and write some memories
to be long told to those who will never
become as brave as wise as you
Oh we fear for your love for us to fade
like lightnings we fight for your attention
we need you to take to the skies
to come back together we will rise*

Was fällt Ihnen auf?

Es arbeitet metrisch und mit Reim. Es handelt sich um ein Gedicht. Auch der Rapper Flo Rida schreibt Gedichte, doch ich finde die ganz schlecht. Das Metrische beeindruckt mich hier – und es enttäuscht mich gelegentlich, etwa zu Beginn der zweiten Strophe, wo es ein bisschen hapert mit dem Rhythmus (schnippt mit dem Finger). Allerdings kann man variieren. Sehr schön gefällt mir das Bild «Go off and write some memories». Für mich eine Schlüsselstelle im ganzen Text: Dieser ist einfach, aber auch durchaus bildhaft.

Haben Sie eine Vermutung von wem der Text ist? Die Band ist gerade im Gespräch...

Da kann ich nur raten: Ist dieser Text von Serafyn?

Grossartig geraten! Das Lied heisst «Take to the Skies» und ist tatsächlich von Serafyn, die soeben den Basler Pop-Preis 2015 gewonnen haben.

tageswoche.ch/+sqlyn

Konzert



Ólöf Arnalds im Bird's Eye

«Sie ist eine der besten Poetinnen und Sängerinnen Islands», schwärmt der Bassist Skúli Sverrisson für Ólöf Arnalds. Im Rahmen des Island-Schwerpunkts von Culturescapes treten die beiden im Basler Bird's Eye auf – und bringen dabei im vierköpfigen Ensemble fragile Songstrukturen auf die Bühne, die sich dem Folk annähern. Klingt zauberhaft. ×

Bird's Eye Jazz Club, Freitag, 20. und Samstag, 21. November, ab 20 Uhr.
• birdseye.ch

Theater

Ein Stück über Terrorismus

«Die Ereignisse» heisst das Stück für zwei Schauspieler und einen Laien-Chor, das auf der Kleinen Bühne des Theaters Basel zur Aufführung kommt. Das Thema könnte brisanter kaum sein: Es geht um den Umgang mit terroristischen Anschlägen. Autor David Greig hatte als Aufhänger zwar die Bluttat des norwegischen Rechtsextremisten Anders Breivik genommen, durch die «Ereignisse» in Paris bekommt der Abend aber unverhofft eine grosse Aktualität. ×

Theater Basel, Kleine Bühne, Sonntag, 22. und 29. November, ab 19 Uhr.
• theater-basel.ch

Kinoprogramm

Basel und Region 20. bis 26. November

ANZEIGEN



MOVIE & DINE

PATHE KÜCHLIN | FREITAG, 4. DEZ. 2015 | FILMSTART: 20.30 UHR (Edf)

ÖFFNUNG CINE DELUXE 30 MIN. VOR FILMSTART

TICKETS: CHF 89.– PRO PERSON

Der Preis beinhaltet ein mehrgängiges Flying Dinner, Cüpli, Rot- und Weisswein, Bier, Mineral, Kaffee à discretion und Filmbesuch.

Tickets sind an der Kinokasse und online erhältlich. Anzahl Plätze limitiert.

PATHE KÜCHLIN
pathe.ch/basel
CATERING BY: *wahlievents*

BASEL CAPITOL

- Steinenvorstadt 36 kitag.com
- **SCHELLEN-URSLI** [6/4 J]
13.45^{Dialekt}
 - **SPECTRE - 007** [12/10 J]
13.45/17.00/20.15^{Edf}
 - **DIE TRIBUTE VON PANEM - MOCKINGJAY TEIL 2** [12/10 J]
Mi: 17.00/20.15^{Edf}

KULT.KINO ATELIER

- Theaterstr. 7 kultkino.ch
- **WHATEVER COMES NEXT** [12/10 J]
12.15^{Ed}
 - **YES NO MAYBE** [14/12 J]
12.15^{Ov/d}
 - **ZWISCHEN HIMMEL UND EIS** [6/4 J]
FR/SA/MO-MI: 12.20^{D/d}
 - **DÜRENMATT - EINE LIEBESGESCHICHTE** [10/8 J]
FR/SA-MI: 13.30^D
 - **IRRATIONAL MAN** [14/12 J]
14.00/18.15
FR/SA/DI/MI: 20.45
MO: 21.10^{Edf}
 - **SCHELLEN-URSLI** [6/4 J]
14.00
FR-SO/DI/MI: 16.15/18.30
MO: 16.05/19.00^{Dialekt}
 - **EL ULTIMO TANGO** [12/10 J]
14.15/18.45^{Ov/d/f}
 - **HEIMATLAND** [14/12 J]
20.30-FR-DI: 15.00^{Dialekt/d/f}
 - **IXCANUL VOLCANO** [16/14 J]
15.15/18.45^{Sp/d}
 - **FÉLIX ET MEIRA** [10/8 J]
16.00/20.30^{Ov/d/f}
 - **TRUMAN** [12/10 J]
16.00/20.15^{Sp/d/f}
 - **45 YEARS** [16/14 J]
17.00^{Edf}
 - **THE GLUEBÄLISATION** [12/10 J]
FR-DI: 17.15-SA: 11.15
SO: 11.30-MO/MI: 12.30^{D/d/Dial/d}
 - **COCONUT HERO** [12/10 J]
18.30^{Ed}
 - **DER STAAT GEGEN FRITZ BAUER** [12/10 J]
20.45^{D/f}
 - **ARABIAN NIGHT - 1001 NACHT 2: DER VERZWEIFELTE** [16/14 J]
SA: 12.30-SO: 11.00^{Ov/d}
 - **MARGUERITE** [12/10 J]
SO: 11.30^{F/d}
 - **MULTIPLE SCHICKSALE - VOM KAMPF UM DEN EIGENEN KÖRPER** [10/8 J]
SO: 12.20^{Dialekt/d/f}
 - **EL BOTÓN DE NÁCAR** [16/14 J]
SO: 12.45^{Sp/d}

KULT.KINO CAMERA

- Rebgasse 1 kultkino.ch
- **LA PASSION D'AUGUSTINE** [10/8 J]
FR: 16.00-FR/SA/MO/MI: 18.30
FR/SA/MO-MI: 20.45
SA/MO/MI: 16.15
SO: 15.00/19.45-DI: 15.45^{F/d}
 - **MY SKINNY SISTER** [6/4 J]
16.30^{Schwed/d}
 - **VITUS** [12/10 J]
FR: 18.30^D
 - **A PERFECT DAY** [12/10 J]
FR/SA/MO/MI: 20.30
SO: 14.00/18.30^{Ed}
 - **YOUTH** [14/12 J]
SA/MO/MI: 18.15-SO: 17.15
DI: 17.45^{Edf}
 - **FANNY UND ALEXANDER** [14/12 J]
SO: 11.00^D
 - **DHEEPAN** [14/12 J]
SO: 11.30-DI: 18.30^{Ov/d/f}
 - **CHUZPE** [14/12 J]
DI: 20.15^D

NEUES KINO

- Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch
- **SIGARETT** [10/8 J]
FR: 21.00^{Ov/d}
 - **ESKIMO DIVA** [10/8 J]
FR: 21.01^{Ov/d}
 - **REVOLUTION REYKJAVÍK** [10/8 J]
SO: 15.00^{Ov/d}
 - **VOLCANO - ELDFJALL** [10/8 J]
SO: 15.01^{Ov/d}

PATHÉ KÜCHLIN

- Steinenvorstadt 55 pathe.ch
- **KILL YOUR FRIENDS** [16/14 J]
15.45
FR/SA: 12.30/22.30/0.45
SO-MI: 12.45/17.30^{Edf}
 - **STEVE JOBS** [12/10 J]
FR/SO-MI: 12.30/15.00
FR/SO-MI: 17.30-SO-MI: 20.00^{Ed}
 - **THE LAST WITCH HUNTER** [14/12 J]
FR/MO/DI: 13.10
FR/SO-MI: 18.20
FR: 23.30-SA: 23.15^D
 - **A WALK IN THE WOODS** [12/10 J]
13.30-FR/SO/DI: 20.15
SA/SO: 11.00-SA/MO/MI: 18.00^D
FR/SO/DI: 18.00
SA/MO/MI: 20.15^{Edf}
 - **SPECTRE - 007** [12/10 J]
FR/SO/DI: 14.00/20.00
FR: 17.15/23.30
FR-SO/DI: 17.30-FR/SA: 19.45
SA/SO: 10.30-SA/MO/MI: 14.30
SA/MO: 17.00-SA: 20.15/23.50
MO/MI: 20.30^D
 - **DER MARSIANER - RETTET MARK WATNEY - 3D** [12/10 J]
FR/MO/DI: 14.15
FR/SO/DI: 20.15-MO/MI: 17.15^D
FR: 23.15-SA: 23.30
SO/DI: 17.15-MO/MI: 20.15^{Edf}
 - **DIE TRIBUTE VON PANEM - MOCKINGJAY TEIL 2 - 3D** [12/10 J]
FR/SO/DI: 14.15/20.15
SA: 11.20/23.10
SA/MO/MI: 17.15^D
FR/SO/DI: 17.15-FR: 23.10
SA/MO/MI: 14.15/20.15
SO: 11.20^{Edf}
 - **DIE TRIBUTE VON PANEM - MOCKINGJAY TEIL 2** [12/10 J]
FR/SO-MI: 15.30/20.45
SA: 14.15^D
 - **FACK JU GÖHTE 2** [12/10 J]
FR/SA: 14.45/17.15-SA: 10.00
SO: 10.15-SO-MI: 15.00/19.45^D
 - **PARANORMAL ACTIVITY: GHOST DIMENSION - 3D** [16/14 J]
FR/SA: 22.45/0.45^D
 - **SCHELLEN-URSLI** [6/4 J]
SA/SO: 10.30
SA/SO/MI: 12.45/15.00^{Dialekt}
 - **HOTEL TRANSILVANIEN 2 - 3D** [6/4 J]
SA/SO: 11.00
SA/SO/MI: 13.00/15.00^D
 - **ALLES STEHT KOPF - 3D** [6/4 J]
SA: 11.50-SO: 11.00
SO/MI: 13.10^D
 - **Opera - Metropolitan Opera New York: LULU** [0/0 J]
SA: 18.30^F

PATHÉ PLAZA

- Steinentorstr. 8 pathe.ch
- **DIE TRIBUTE VON PANEM - MOCKINGJAY TEIL 2 - 3D** [12/10 J]
FR/SO/DI: 14.00/20.00
SA: 11.00/23.00
SA/MI: 17.00^{Edf}
FR/SO-DI: 17.00-FR: 23.00
SA/MO/MI: 14.00/20.00
SO: 11.00^D

REX

- Steinenvorstadt 29 kitag.com
- **SPECTRE - 007** [12/10 J]
14.00/17.15-FR-DI: 20.30^D
 - **DIE TRIBUTE VON PANEM - MOCKINGJAY TEIL 2** [12/10 J]
14.45-FR-DI: 17.45/20.45^{Edf}
 - **KITAG CINEMAS Ladies Night: BURNT** [10/8 J]
MI: 20.00^{Edf}
 - **KITAG CINEMAS Männerabend: BRIDGE OF SPIES** [10/8 J]
MI: 21.00^{Edf}

STADTKINO

- Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch
- **UGCELLACCI E UGCELLINI** [12/10 J]
FR: 16.15^{Ve/d}
 - **COMIZI D'AMORE** [16/14 J]
FR: 18.30^{Ve/d}
 - **GENTLEMEN PREFER BLONDES** [16/14 J]
FR: 21.00^{Ed}
 - **SALÒ O LE 120 GIORNATE DI SODOMA** [18 J]
SA: 15.15-MO: 18.30^{Ve/d}
 - **PIERROT LE FOU** [16/14 J]
SA: 17.30^{Ed}
 - **ACCATTONE** [16/14 J]
SA: 20.00^{Ed}
 - **POINT BLANK** [16/14 J]
SA: 22.15^{Ed}
 - **KURZFILME VON PIER PAOLO PASOLINI** [16/14 J]
SO: 13.30-MI: 21.00^{Ve/d}
 - **LOLA** [16/14 J]
SO: 15.15^D
 - **IL FIORE DELLE MILLE E UNA NOTTE** [16/14 J]
SO: 17.30^{Ve/d}
 - **AMOUR FOU** [16/16 J]
SO: 20.00^D
 - **JU DOU** [12/10 J]
MO: 21.00^{Ov/d/f}
 - **MAMMA ROMA** [16/14 J]
MI: 18.30^{Ve/d}

STUDIO CENTRAL

- Gerbergasse 16 kitag.com
- **A WALK IN THE WOODS** [12/10 J]
14.30/17.15/20.00^{Edf}

FRICK MONTI

- Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch
- **DIE TRIBUTE VON PANEM - MOCKINGJAY TEIL 2 - 3D** [12/10 J]
FR-SO: 17.00^D
 - **SPECTRE - 007** [12/10 J]
FR-MO/MI: 20.15^D
 - **SCHELLEN-URSLI** [6/4 J]
SA/SO/MI: 15.00^{Dialekt}
 - **ALLES STEHT KOPF - 3D** [6/4 J]
SO: 13.00^D

LIESTAL ORIS

- Kanonengasse 15 oris-liestal.ch
- **DIE TRIBUTE VON PANEM - MOCKINGJAY TEIL 2 - 3D** [12/10 J]
FR/SA: 17.15^D
 - **DIE TRIBUTE VON PANEM - MOCKINGJAY TEIL 2** [12/10 J]
SO-MI: 17.15^D
 - **SPECTRE - 007** [12/10 J]
20.15^D
 - **HOTEL TRANSILVANIEN 2 - 3D** [6/4 J]
SA: 14.30^D
 - **HOTEL TRANSILVANIEN 2** [6/4 J]
MI: 14.30^D
 - **CHIQUITOS** [8/6 J]
SO: 11.00^{Sp/d}

SPUTNIK

- Poststr. 2 palazzo.ch
- **SCHELLEN-URSLI** [6/4 J]
FR/MI: 15.45
SA/SO: 13.00/15.30
SO/MI: 18.00-MI: 13.30^{Dialekt}
 - **HEIMATLAND** [14/12 J]
FR/SA: 18.00^{Dialekt/d}
 - **A WALK IN THE WOODS** [12/10 J]
20.15^{Ed}
 - **DER BAUER UND SEIN PRINZ** [6/4 J]
SO: 11.00^{Edf}
 - **EL ULTIMO TANGO** [12/10 J]
MO: 18.00^{Sp/d}
 - **WOLF TOTEM** [10/8 J]
DI: 18.00^{Chin/d}

SISSACH PALACE

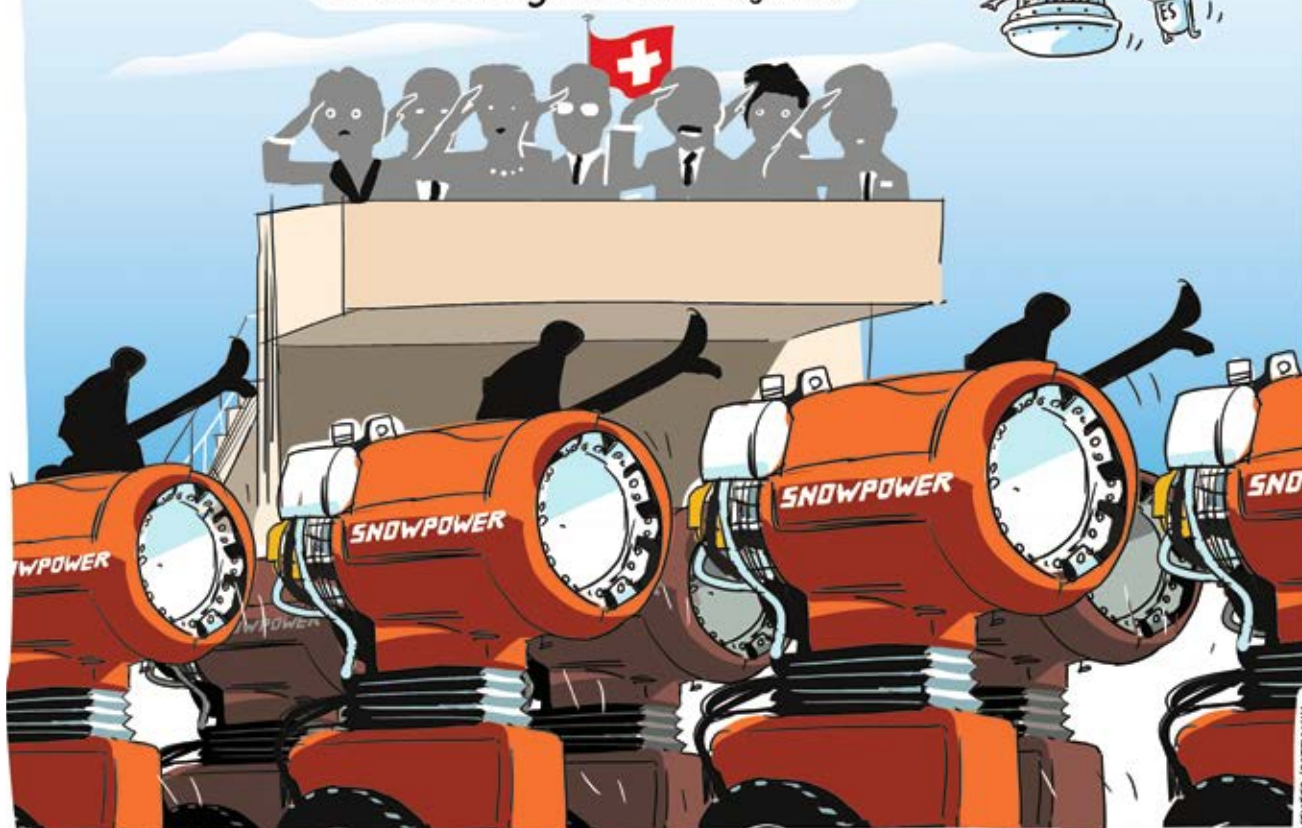
- Felsenstrasse 3a palacesissach.ch
- **DIE TRIBUTE VON PANEM - MOCKINGJAY TEIL 2** [12/10 J]
18.00^D
 - **SPECTRE - 007** [12/10 J]
20.30^D
 - **SCHELLEN-URSLI** [6/4 J]
SA/SO/MI: 16.00^{Dialekt}
 - **YOUTH** [14/12 J]
SO: 10.30^{Edf}



IN DIESER WOCHE: STEIGENDE TEMPERATUREN.



Der Kalte Krieg hat wieder begonnen.



Impressum

TagesWoche
5. Jahrgang, Nr. 47;
verbreitete Auflage:
10 800 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

**Chefredaktion/
Geschäftsleitung**
Andreas Schwald (ad interim)
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Karen N. Gerig
(Leiterin Redaktion),
Amir Mustedanagic
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Renato Beck,
Tino Bruni (Produzent),
Yen Duong,

Naomi Gregoris,
Jonas Grieder
(Multimedia-Redaktor),
Christoph Kieslich,
Marc Krebs, Felix Michel,
Mike Niederer (Produzent),
Hannes Nüsseler (Produzent),
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis,
Sebastian Wirz (Praktikant)
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger

Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektorat
Yves Binet, Balint Csontos,
Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen
Verlag und Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Anzeigenverkauf
COVER AD LINE AG
Tel. 061 366 10 00,
info@coveradline.ch

**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
Supporter: 60 Franken pro Jahr
Enthusiast: 160 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Bolland, Basel



Alice feiert für einmal keinen «Nichtgeburtstag», sondern einen runden. FOTO: KEYSTONE

Kultwerk #207

Seit 150 Jahren stiefelt Alice durchs Reich der Herzkönigin. Und noch immer wollen Kinder wie Erwachsene ihr dabei zusehen.

Ein Punk im Wunderland

von Antonia Brand

1 50 Jahre alt wird Alice, die Heldin des Kinderbuch-Klassikers «Alice's Adventures in Wonderland» und dessen Fortsetzung «Through the Looking Glass». Anthropomorphe Tiere und viel Nonsense verhalten der Geschichte zu zeitlosem Erfolg bei jungen Lesern, Wortwitz und Doppeldeutigkeit unterhalten bis heute die Erwachsenen.

Seit seiner Erstausgabe am 26. November 1865 befindet sich das Buch stets im Druck. Schriftsteller, Musiker und Maler liessen sich von Lewis Carrolls surrealer Parabel auf das Leben inspirieren und schufen Werke in Anlehnung an «Alice im Wunderland». Das Kindermärchen wird neben der Bibel und den Werken Shakespeares als das meistzitierte Buch der Welt gehandelt.

Anfangen hat alles an einem Sommernachmittag in Oxford, genauer genommen am 4. Juli 1862. Charles Dodgson unternahm einen Ausflug mit den Kindern seines Freundes Henry Liddell. Diese Kinder Lorina, Edith und Alice sassen mit dem Familienfreund in einem Boot, und während er sie den Fluss hinauf ruderte, erzählte er ihnen eine Geschichte – die Geschichte von Alice und ihren tollen Abenteuern im Wunderland.

Alice war begeistert von der Erzählung und bat Dodgson, die Geschichte aufzuschreiben. Sie sollte ihren Willen bekommen. Zwei Jahre später schenkte er ihr zu Weihnachten ein gebundenes Buch mit Illustrationen, in denen sie die Abenteuer von Alice nachlesen konnte.

Dodgson war Mathematiklehrer am Christ Church College in Oxford. Dort lernte er die auf dem Gelände wohnhafte Familie des Dekans Henry Liddell kennen und blieb jahrelang in engem Kontakt mit ihr. Neben seiner Karriere als Mathematiker war Dodgson unter seinem Pseudonym Lewis Carroll als Autor tätig, zeichnete und fotografierte. Wegen seinen vielen Bekanntschaften mit Kindern geriet er im späten 20. Jahrhundert unter Pädophilieverdacht.

Von Dalí bis Jefferson Airplane

Das bleibt Spekulation, Tatsache ist: Dodgson hat seiner Inspiration Alice Liddell ein Denkmal geschaffen. Viele Künstler taten dies später für seine Wunderland-Bücher. Diese inspirierten literarische Werke wie James Joyces «Ulysses», Disney-Filme und auch die bildende Kunst: Salvador Dalí malte eine an «Alice» angelehnte Serie von Illustrationen. In den Sechzigern und Siebzigern erlebte der Stoff in der Psychedelic-Music-Szene erneut ein Comeback, unvergessen etwa «White Rabbit» von Jefferson Airplane.

Woran liegt, dass der «Alice»-Stoff bis heute nichts an Faszination eingebüsst hat? Der Grund dafür liegt bei der Protagonistin selbst. «But if I'm not the same, the next question is, who in the world am I?», wundert sich Alice nach ihrer Ankunft im Wunderland. «Wer bin ich?» Eine Frage, deren Antwort Menschen seit der Existenz der Zivilisation beschäftigt. Wir alle sind ein wenig wie Alice: Die Frage nach der wahren Identität und dem Platz in einer scheinbar verrückt gewordenen Welt, mit teils absurden Gesetzen, taucht im Kindesalter auf und lässt sich nicht beantworten, indem man zu allem, was die Erwachsenen sagen, brav lächelnd nickt.

Während die Bewohner des Wunderlandes ständig Zweifel an Alices psychischer Gesundheit äussern, lässt diese sich nicht beirren und stellt weiterhin alles und jeden, der ihr begegnet, infrage. Für viktorianische Standards eine doch eher unhöfliche Eigenschaft, zeigt sie doch, dass Alice die Erwachsenen im Wunderland nicht automatisch als intellektuell überlegen und kompetent akzeptiert.

Eine intellektuelle Rebellin

Alice ist eine Rebellin, jedoch nicht frech und ungestüm, wie die ungezogenen Bälger in der Horropädagogik der Struwwelpeter-Bücher. Alice ist stets sehr auf ihre Manieren bedacht, ihre Rebellion vollzieht sich auf intellektueller Ebene: Eine viktorianische Skeptikerin, ein wissbegieriges Kind, das pausenlos hinterfragt.

150 Jahre, nachdem Alice ihre Reise den Kaninchenbau hinab ins Wunderland angetreten hat, stiefelt sie immer noch im Untergrund herum und fordert uns mit ihrer Fragerei heraus, allgemein akzeptierte Wahrheiten und Regeln zu hinterfragen. Ihr Geburtstag wäre eine schöne Gelegenheit, das «Alice»-Buch aufzuschlagen und ihr einen Besuch abzustatten.

tageswoche.ch/+2pt06

×

In Ober- respektive Mittelfranken liegen Bamberg und Erlangen nah beieinander. Sie bieten Prunk und Beschaulichkeit.

Fränkische Perlen

von Franziska Siegrist

Bamberg ist Unesco-Weltkulturerbe, Bischofssitz und ehemalige Kaiserstadt. Während das 70 000 Einwohner zählende Städtchen in Oberfranken sein historisches Erbe und die Prunkbauten stolz zur Schau stellt, gibt sich das nur 40 Kilometer entfernt in Mittelfranken liegende Erlangen (100 000 Einwohner) bescheidener. Seine Innenstadt ist überschaubar und bequem zu Fuss zu erkunden. Ein Grossteil der Fläche nimmt der Schlossgarten ein.

Dort und im angrenzenden botanischen Garten mit seinen exotischen Gewächsen und verwünschten Winkeln kann man auch im Herbst noch wunderbar flanieren. In der Altstadt finden sich in den niedrigen, blumengeschmückten Häuserzeilen originelle Geschäfte und einladende Strassencafés.

Die barocke «Neustadt» wurde Ende des 17. Jahrhunderts errichtet, um die Hugenoten, die reformierten Glaubensflüchtlinge aus Frankreich, aufzunehmen. Sie verhalfen der Stadt – wie übrigens auch der Stadt Basel – zu wirtschaftlicher Blüte. Noch heute zählt Erlangen zu den florierendsten Städten Deutschlands mit hoher Lebensqualität. Der Standort der Sparte «Healthcare» von Siemens trägt ebenso dazu bei wie die Universität und auch bedeutende Forschungsinstitute leisten ihren Beitrag. Das Siemens Med-Museum zeigt die interessante Geschichte der Medizinaltechnik seit gut 100 Jahren auf, von Röntgengeräten bis zur Computertomografie.

Ein Besuch in Erlangen lohnt sich vor allem wegen des reichen Kulturlebens – nicht nur Ende August, wenn das alljährliche Poetenfest unter Schatten spendenden Bäumen in der einzigartigen Atmosphäre des Schlossgartens stattfindet.

Auf einen Ausflug ins oberfränkische Bamberg sollte man auf keinen Fall ver-

zichten. Die gut erhaltenen und äusserst sehenswerten Altstadtbezirke Berg-, Insel- und Gärtnerstadt tragen das Label Unesco-Weltkulturerbe. Bamberg wurde wie Rom auf sieben Hügeln erbaut. Von ihnen geniesst man einen wunderbaren Ausblick über die an der Regnitz gelegene Inselstadt, zum Beispiel vom Rosengarten beim Dom und vom Palast des Erzbischofs von Bamberg aus.

Sakralbauten und Braustuben

Gut hinschauen muss man, um den berühmten Bamberger Reiter am Portal des Doms nicht zu übersehen, denn er ist relativ unscheinbar. Die imposante Kirche

Ausschlafen

Das «Hotelchen Garni am Theater» in Erlangen ist in einem kleinen Altstadt-haus mit Charme und romantischem Innenhof untergebracht. Am grossen gemeinsamen Frühstückstisch kommt man mit illustren Gästen ins Gespräch.
•hotelchen-am-theater.de

Ausprobieren

Die Atmosphäre im historischen Brauereiausschank Schlenkerla in Bambergs Altstadt und die lokale Spezialität, das Rauchbier.
•schlenkerla.de

Anhören

Erlanger Poetenfest: Lesungen und Gespräche mit Autoren im Erlanger Schlossgarten; jeweils am letzten Wochenende im August. Es empfiehlt sich, schon einige Monate im Voraus eine Unterkunft zu buchen.
•poetenfest-erlangen.de

des Klosters St. Michael, das dieses Jahr sein tausendjähriges Bestehen feiern kann, ist leider wegen Einsturzgefahr schon seit zwei Jahren geschlossen.

Die Altstadt fasziniert mit Fachwerkbauten, historischen Gaststätten und Brauereien. Die ganze Stadt ist sehr grün und geprägt durch die Lage am Wasser. Auch die zeitgenössische Kunst geniesst einen hohen Stellenwert, zum Beispiel im Internationalen Künstlerhaus Villa Concordia, wo Stipendiaten während mehreren Monaten wohnen und arbeiten können und ein hochkarätiges Veranstaltungsprogramm angeboten wird.

tageswoche.ch/+rbswh

×

Erlanger Schlossgarten: Immer einen Spaziergang wert.

FOTO: FRANZISKA SIEGRIST





Dem Interesse an der eigenen Geschichte entsprungen.

FOTO: MARTIN STOHLER

Zeitmaschine

1942 erhielt Baselland mit dem «Baselbieter Heimatbuch» ein Pendant zum «Basler Jahrbuch». Dieser Tage erschien Band 30 im Verlag des Kantons Basel-Landschaft.

Heimat zwischen Buchdeckeln

von Martin Stohler

In den 1920er- und 1930er-Jahren beschäftigte sich der Kanton Baselland intensiv mit seiner Vor- und Frühgeschichte. Davon zeugt etwa die Tätigkeit der 1921 geschaffenen «Kommission zur Erhaltung von Altertümern», aber auch die monumentale «Geschichte der Landschaft Basel und des Kantons Basel-Landschaft», die 1932 erschien.

Vor diesem Hintergrund erstaunt es nicht, dass bei historisch und kulturell interessierten Baselbietern ein starkes Bedürfnis nach einem Publikationsorgan bestand, das wissenschaftliche Arbeiten historischen und volkscundlichen Charakters veröffentlichte. Es ist nicht ausgeschlossen, dass die Initianten damit dem seit 1875 erscheinenden «Basler Jahrbuch» (ab 1959 «Basler Stadtbuch») etwas Ebenbürtiges gegenüberstellen wollten.

Ohne finanzielle Basis liess sich das Vorhaben nicht realisieren. Schliesslich fand Paul Suter, seit 1934 Mitglied der «Kommission zur Erhaltung von Altertümern», zusammen mit Regierungsrat Walter Hilfiker

die Lösung: die Finanzierung aus dem Anteil des Kantons am Erlös der Interkantonalen Lotteriegenossenschaft. Dabei wünschte Erziehungsdirektor Hilfiker ausdrücklich, «dass auch die Belletristik in der Publikation ein Plätzchen finden möge».

Thematische Schwerpunkte gesetzt

Diesem Wunsch kam die dreiköpfige Redaktionskommission, der neben Paul Suter und Otto Rebmann auch der Dichter Traugott Meyer angehörte, gerne nach. So finden wir im ersten Band der «Baselbieter Heimatbücher» Gedichte der Sissacher Lyrikerin und Schriftstellerin Margaretha Schwab-Plüss und des Dichters und Bauern Hans Gysin aus Oltingen sowie von Mitherausgeber Traugott Meyer selbst.

Daneben enthält das Buch historische und volkscundliche Beiträge. Eduard Wirz schrieb über die Auswanderung aus dem Baselbiet zu Beginn des 19. Jahrhunderts, Jakob Horand berichtete über die Ausgrabung der Burgruine Bischofsstein bei Sissach und Hansrudolf Schwabe erinnerte

an die Sissach-Gelterkinden-Bahn, die von 1891 bis 1916 in Betrieb war.

Einen vergleichbaren Mix finden wir auch in den folgenden Ausgaben. Band 16 (1987) setzte einen neuen Akzent, der das «Baselbieter Heimatbuch» bis heute prägt. Es erhielt einen speziellen Titel und ein Oberthema – im Falle von Band 16 lautete er «Siedlung und Umwelt».

Sein Äusseres änderte das «Heimatbuch» schon früher. Bis und mit Band 11 (1973) kam es mit roter Titelschrift daher. Dann wurde der Buchdeckel rot und die Titelschrift weiss. Und schliesslich erhielt jeder Band ein farbiges Cover, das auf das jeweilige Oberthema Bezug nimmt. Beim jüngsten Band «dehai@gemeinden.bl» stehen die Kommunen im Zentrum und den Buchdeckel schmückt eine Collage aus Elementen von Baselbieter Gemeindewappen. tageswoche.ch/+k7zcx x

Der Verfasser dieses Beitrags ist Präsident der Kommission für das «Baselbieter Heimatbuch».



**WEIHNACHTS-
TRÄMLI**
auf dem Marktplatz
mit Päggli-Service
11. bis 24. Dezember
13–19 Uhr

Erlebe das weihnachtliche Basel

Einkaufen, staunen und geniessen

Abendverkauf

Freitag 11. und 18. Dezember | bis 21 Uhr

Sonntagsverkauf

Sonntag 13. und 20. Dezember | 13–18 Uhr

KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

SPIEGEL

Spiegel, 120x40cm, neu (in Originalverpackung Ikea MINDE) zu vergeben gegen ein Stück Weichkäse (z.B. Brie de Meaux). Ursina Reimers, Oberwilerstr. 106, 4054 Basel.

VW T4 CALIFORNIA GENERATION CAMPER

EZ 05/2001, 147 000 km, 132 kW (179 PS), Diesel, Schaltgetriebe, silber, VW T4 California Generation Camper Bulli!!! Diese Camping-Busse sind bereits Kult. Meine bequeme Reisegeschwindigkeit liegt zw. 140 und 150 km/h. Er hat alles an Bord, was man so braucht. Leder, Klimaanlage, grosses Navi, Schlafmöglichkeiten für bis zu 4 Personen, Kühlschrank, 2x Kochplatte mit Gas, Bordcomputer mit Regelung der Kühlschrank- und Innentemperatur der Standheizung, eFH, eASP, Sitzheizung, moskitodichtes Klappdach mit Belüftung, Funk-Zentralverriegelung mit 2x Klappschlüssel, Kombiinstrument mit grosser Anzeige, 4x Paulchen, Nebelscheinwerfer, Scheinwerferreinigungsanlage, aber keine Winterräder, da Sommerfahrzeug.

MBK ADVENTURE MOUNTAINBIKE

Insgesamt guter Zustand, sofort fahrbereit. Reifen müssten demnächst gewechselt werden. Schalung und Bremsen funktionstüchtig. Preis Fr. 120.–

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

STEUEREXPERTE/IN (IN BASEL ODER ZÜRICH) MANDARIS AG (RECHTS-/ WIRTSCHAFTSBERATUNG)

Ihr Fokus liegt auf der Beratung bestehender sowie der Akquisition neuer Kunden und Mandate. Sie beraten unsere nationalen und internationalen Kunden bei steuerlichen, rechtlichen, betriebswirtschaftlichen und finanziellen Fragen. Ebenfalls entwickeln und betreuen Sie internationale, zum Teil komplexe Gesellschaftsstrukturen. Sie bearbeiten auch die gruppeneigenen Steuerdossiers in allen Kantonen und unterstützen unsere Mitarbeiter in mandatsbezogenen Steuerfragen.

TECHNISCHER SACHBEARBEITER MESSESERVICE (M/W) IN 4002 BASEL (BASEL-STADT)

In dieser vielseitigen Funktion unterstützen Sie den Business-Unit-Leiter und die Projektleiter bei der Erreichung sämtlicher Zielsetzungen in den bearbeiteten Messeprojekten. Ihre Mitarbeit in den Projekten geht von der Ausführungsplanung über die Angebotserstellung, das Einholen von Angeboten, Materialbeschaffung bis hin zur Koordination und Beratung unserer internationalen Kunden. Mit Ihrer gewinnenden, kommunikativen und serviceorientierten Persönlichkeit können Sie das Führungsteam massgeblich entlasten, die Mitarbeitenden motivieren und die Kunden begeistern. Bei Eignung können Sie sich zum Projektleiter weiterentwickeln.